

Ich glaube
an unsere Kinder

—
Briefe
von Vätern
aus dem
Gulag

—
Irina Scherbakowa (Hg.)



»All diese Väter sind in der gleichen unglücklichen Situation, die ihr Bedürfnis, ihren Kindern das Leben zu erklären und sie auf den richtigen Weg zu bringen, ins Unermessliche steigert. Es lässt sich nur erahnen, wie viel Liebe, Sorge und Energie in diesen vergilbten Seiten stecken, die so eng beschrieben sind, dass man die winzige Schrift kaum lesen kann, denn jedes Blatt Papier, jeder Umschlag, jede Briefmarke war eine Kostbarkeit im Lager.«

- LJUDMILA ULITZKAJA

Die hier abgedruckten Briefe sind Kassiber, geschmuggelt aus Gefängniszellen, kleine Zettel, von Gefangenen auf dem Transport in die Lager aus dem Zug geworfen, Antwortbriefe von Angehörigen an ihre Liebsten, von denen sie für lange Zeit getrennt waren, oftmals sogar für immer. Unter größten Gefahren für die Familie wurden sie jahrzehntelang im Geheimen gehütet, es sind erschütternde historische Zeugnisse und eine leidenschaftliche Verteidigung der Familie.

Ich glaube an unsere Kinder
Briefe von Vätern aus dem Gulag

Herausgegeben von MEMORIAL

Mit einem Geleitwort von Ljudmila Ulitzkaja
Vorwort Irina Scherbakowa

Aus dem Russischen von Christina Links

Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Geleitwort von Ljudmila Ulitzkaja	7
Vorwort von Irina Scherbakowa	10
Michail Strojkow: «Vaters Briefe kann ich nicht lesen, ohne zu weinen.»	19
Alexej Wangenheim: «Gib meine Begeisterung an unsere Tochter weiter.»	27
Michail Bodrow: «Dein Papa, ein unverbesserlicher Trotzkist.»	49
Jewgeni Jablokow: «Ich glaube an unsere Kinder.»	58
Viktor Lunjow: «Und mein Märchen endet da. Dein Dich liebender Papa.»	86
Michail Lebedew: «Batko, hörst du mich?»	98
Iwan Suchanow: «Ich denke immerzu an Dich.»	110

Boris Schustow: «Der erste Gedanke, wenn ich aufwache, und der letzte, bevor ich einschlafe, gilt Dir, mein geliebtes Mädchen.»	119
Gawriil Gordon: «Wenn Dir diese Seiten am Anfang Deines Weges hilfreich sein können, wird mich das glücklich machen.»	133
Wladimir Lewitski: «Ich will nur noch eins - Euch wiedersehen und sterben, mehr nicht.»	144
Friedrich Krause: «Nicht ganz vom Erdboden verschwinden...»	162
Armin Stromberg: «Wissen Sie, was mich gerettet hat? Die Briefe. Die Verbindung zu meiner Familie.»	182
Nikolai Ljubtschenko: «Vergesst mich nicht.»	193
Anatoli Koslowski: «Ich habe Euch mehr geliebt als das Leben.»	202
Irina Scherbakowa: MEMORIAL und die Bewahrung der historischen Erinnerung	208
Liste der im Buch erwähnten Arbeits- und Besserungslager	216
Anmerkungen	219

Geleitwort

Auch ich bewahre zu Hause eine Mappe mit Briefen auf. Es sind vor allem Briefe aus dem Gefängnis und der Verbannung. Aber sie stammen nicht von meinem Vater, sondern von meinem Grossvater. Über meinem Schreibtisch hängt das Foto aus seiner Ermittlungsakte, das ich vor Kurzem im KGB-Archiv erhielt. Die Aufnahme wurde unmittelbar nach seiner dritten Verhaftung gemacht. Das ist die Geschichte unserer Familie, die Geschichte unseres Landes. Und die Geschichte unserer Geschichte.

Millionen Bürger dieses riesigen Landes, das ihnen eine rosige Zukunft versprach, wurden für die kommunistische Utopie geopfert. Jahrzehntlang war das Leben geprägt von Pathos und Terror, von Angst und Begeisterung, allgemeiner Denunziation und patriotischer Kriegshysterie. Die Grossbaustellen des Kommunismus hatten eine Kehrseite – unzählige Straflager, in denen die Erbauer der leuchtenden Zukunft unter schrecklichsten Bedingungen hausten, ausgemergelt und von härtester Arbeit gezeichnet. Es waren Millionen von Menschen, denen man alles genommen hatte – ihr Zuhause, ihre Familie, ihre Kinder, ihren Beruf. Die einzige reale Verbindung der Gefangenen zu jener Welt, die sie zurückgelassen hatten, waren die Briefe an ihre Frauen und Kinder.

Die meisten dieser Väter sind nie zurückgekehrt, sie wurden erschossen, starben an Hunger oder an den Folgen der

Schwerstarbeit. Im Archiv der Menschenrechtsorganisation MEMORIAL werden ihre Briefe aufbewahrt – als ein grossartiges Denkmal der Liebe.

Die für dieses Buch ausgewählten Zeugnisse sind, wie viele andere auch, nur durch ein Wunder erhalten geblieben. Es gehörte besonderer Mut dazu, solche Briefe aufzubewahren. Man denke nur an die unzähligen Gruppen- oder Familienfotos, auf denen die Gesichter derjenigen unkenntlich gemacht wurden, die den Repressalien der Stalinzeit zum Opfer gefallen waren. Umso wertvoller sind diese Zeugnisse zerstörten Lebens, die hier stellvertretend für Millionen ähnlicher Schicksale stehen.

Wer waren die Väter, deren Briefe in diesem Buch zitiert werden? Ein ehemaliger Militär, ein Buchhalter, ein Arzt, ein Ingenieur, ein Agronom, ein Chemiker, ein Botaniker, ein Architekt, ein Historiker (...) Gebildete Menschen, einige von ihnen herausragende Wissenschaftler, Intellektuelle, die Crème de la Crème des Landes. Diese Menschen eint nicht nur die Liebe zu ihren Kindern, sondern auch der unbändige Wunsch, ihre Persönlichkeit zu prägen, ihnen eine moralische Orientierung zu geben und ihre berufliche Entwicklung beeinflussen zu können.

Die grosse räumliche Distanz und die Ungewissheit, wie lange die Trennung andauern würde, haben ihre Sehnsucht und Liebe noch stärker werden lassen. Vielleicht wären sie keine so wunderbaren Väter für ihre Kinder gewesen, hätten sie bei ihren Familien bleiben können, vielleicht wäre durch den normalen Alltag eine viel grössere Distanz zwischen ihnen entstanden, aber die illusionistischen Hoffnungen verklärten ihre Beziehung. Jeder dieser Väter versuchte standhaft, seinen Kindern jene Werte zu vermitteln, die für ihn selbst wichtig wa-

ren. Einer bat sie inständig, *nie an meiner Aufrichtigkeit gegenüber der Partei, der Heimat und Euch zu zweifeln*, ein anderer hatte *freiwillig auf alle Privilegien der Klasse verzichtet, aus der er stammte*, aber einer schrieb: *Mit diesem verhassten Regime verbindet mich nichts, nur mein unbändiger Hass*. Er war der Einzige unter allen Vätern in diesem Buch, auf den die Anschuldigungen zutrafen, die man gegen ihn vorbrachte – er war tatsächlich ein Trotzkind. Sie alle sind in der gleichen unglücklichen Situation, und gerade das verstärkt ihre Gefühle für die Kinder, vervielfacht und verklärt sie. Das väterliche Bedürfnis, seinen Kindern das Leben erklären und sie auf den richtigen Weg bringen zu wollen, steigert sich ins Unermessliche. Es lässt sich nur erahnen, wie viel Liebe, Sorge und Energie in diesen vergilbten Seiten stecken, die so eng beschrieben sind, dass man die winzige Schrift kaum lesen kann, denn jedes Blatt Papier, jeder Umschlag, jede Briefmarke war eine Kostbarkeit im Lager.

Zur gleichen Zeit, als diese Briefe entstanden, sass der russische Mystiker Daniil Andrejew in einer Einzelzelle im Gefängnis von Wladimir und hatte seine «mystischen Visionen», die er in dem esoterischen Traktat «Die Weltrose» niederschrieb. Sein Buch ist eher von historischem Interesse als von wissenschaftlichem Wert, aber ein schlichter Gedanke tritt in diesem Buch besonders klar hervor – Sieger im kosmischen Kampf von Licht und Schatten wird am Ende die Liebe sein. Die «Briefe von Vätern aus dem Gulag» sind Zeugnisse einer solchen siegreichen Liebe.

Ljudmila Ulitzkaja

Vorwort

Dieses Buch versammelt die Geschichten von vierzehn Familien, deren Väter in der Stalinzeit inhaftiert wurden und aus den Lagern des Gulag Briefe an ihre Kinder schrieben. Es werden erschütternde Einzelschicksale erzählt, die in ihrer Gesamtheit deutlich machen, welche Rolle diese Briefe nicht nur für die Väter selbst und für ihre Kinder spielten, sondern wie wichtig sie für die Erinnerung der ganzen Familie sind.

Kassiber, geschmuggelt aus Gefängniszellen, kleine Zettel, von Gefangenen auf dem Transport in die Lager aus dem Zug geworfen, Antwortbriefe von Angehörigen an ihre Liebsten, von denen sie für lange Zeit getrennt waren, oftmals sogar für immer - aus solchen Zeugnissen besteht der grösste Teil des Archivs von MEMORIAL, einem Ort der individuellen und familiären Erinnerung, der vom Leben und Schicksal der Menschen im Stalinismus erzählt. Oft sind es nur einzelne Briefe, ein oder zwei Fotografien oder amtliche Dokumente, jahrelang versteckt in einer alten Keksdose oder in einer Aktentasche auf dem Hängeboden, die den Familien als Quelle der Erinnerung blieben. In seltenen Fällen konnte ein Bücherschrank oder ein Schreibtisch gerettet werden, doch das gelang nur, wenn die Angehörigen von Verhaftung oder Verbannung verschont blieben und das Wunder vollbrachten, einen Teil des Familienbesitzes zu bewahren.

Die Briefe sind zweifellos eine wichtige Quelle, um etwas über das Leben ihrer Absender im Gefängnis, im Lager, in der Verbannung oder auch in Freiheit zu erfahren, aber darauf beschränkt sich ihre Bedeutung nicht (zumal kaum jemand die Möglichkeit oder auch das Bedürfnis hatte, ausführlich von seinem Alltag zu erzählen – aus Zensurgründen und um andere nicht zu belasten). Allein ihre äussere Erscheinung – die oft kaum zu entziffernde Handschrift, was dem trüben Funzelli in den Baracken geschuldet war, der verblasste Bleistift auf abgerissenen Papierfetzen, die mit einer Fischgräte gestickten Zeilen auf einem Stück Stoff – macht sie zu Zeugnissen von unschätzbarem Wert, zu Artefakten und Museumsexponaten. Ob ein Gefangener Briefe schreiben durfte oder nicht, hatte unter den damaligen Bedingungen einen existenziellen Hintergrund: In den Jahren des «Grossen Terrors» (1937/38) wurde die Formulierung «Zehn Jahre Haft ohne Recht auf Briefwechsel» vom Geheimdienst als Euphemismus für die Todesstrafe benutzt.

Zugleich sagen die in diesem Buch zitierten Briefe sehr viel aus über die familiären Beziehungen in der sowjetischen Intelligenzschicht der Dreissiger- und Vierzigerjahre. Die Briefe selbst und die Biografien ihrer Verfasser geben die seltene Möglichkeit, die Beziehungen der «Väter und Söhne» vor dem Hintergrund des staatlichen Terrors, in dessen Fänge sie geraten waren, neu zu fassen.

Warum wurden ausschliesslich Briefe von Vätern für dieses Buch ausgewählt? Im Archiv von MEMORIAL finden sich natürlich auch Briefe von Müttern aus dem Gulag, sie sind sogar zahlreicher, da Frauen häufiger überlebt haben. Wir haben uns für die Väter entschieden, weil ihre Briefe oft das letzte Zeichen

waren, das die Kinder von ihnen bekamen – fast alle Absender der hier versammelten Briefe sind umgekommen, ohne ihre Kinder wiederzusehen. Aber sie hatten – im Gegensatz zu Tausenden anderer Opfer des «Grossen Terrors» – zumindest die Möglichkeit, über eine gewisse Zeit mit ihren Angehörigen in Kontakt zu bleiben. Einige von ihnen waren schon Anfang der Dreissigerjahre inhaftiert und erst Jahre später erschossen worden, andere starben in den Vierzigerjahren an Hunger oder Krankheiten. Die Väter wurden für ihre Töchter und Söhne häufig zum Vorbild, auch wenn sich die Kinder kaum an sie erinnern konnten. Gerade die für immer abwesenden Väter wurden zu moralischen Autoritäten auch für die erwachsenen Kinder. Mehr noch als jene, die physisch und moralisch gebrochen aus dem Lager zurückkehrten, die sich anpassen und Kompromisse eingehen mussten, um sich nach den langen Jahren der Haft wieder ins Leben zu integrieren.

Alle Familien, von denen in diesem Buch erzählt wird, haben ihr gemeinsames Leben in der Sowjetzeit geführt, und ihre Geschichten zeugen von dem ungeheuren Druck, der in den Zwanziger- bis Vierzigerjahren auf der Familie als Institution lastete.

Die Oktoberrevolution veränderte die traditionelle Form der Familie in Russland massiv – Scheidungen waren viel leichter möglich, das Erbrecht wurde quasi abgeschafft, Vermögen konnte nur schwer an die Kinder weitergegeben werden etc. Durch den Bürgerkrieg, der 1918 begann und bis Anfang der Zwanzigerjahre andauerte, wurden die familiären Bindungen weiter geschwächt und zerstört. Bereits in jener Zeit nahm man Familienmitglieder als Geiseln, und nach dem Ende des Bürgerkriegs, ab Mitte der Zwanzigerjahre, wurde Sippenhaft

zur üblichen Praxis. Die soziale Herkunft konnte zu einem folgenreichen Makel werden, ebenso die soziale Stellung der Eltern vor der Revolution. Die Kinder von Vertretern der «feindlichen Klasse» gerieten auf Listen sogenannter «Lischenzy», politisch Entrechteter. Dies hatte nicht nur die Aberkennung des Wahlrechts zur Folge, sondern eine ganze Reihe weiterer Diskriminierungen: den eingeschränkten Zugang zu Hochschulen, das Verbot, in Grosstädten zu leben, die Verweigerung von Arbeitsplätzen.

Besonders schwerwiegend waren die Auswirkungen der Sippenhaft in den Jahren des «Grossen Terrors», als auf Befehl des NKWD die Frauen und Kinder von «Volksfeinden» direkt verfolgt wurden. Frauen, die ihre Männer angezeigt hatten, wurden allerdings oft nicht belangt, und auch bei den Kindern beförderte diese Praxis das Denunziantentum.

Wie gelang es Familien, sich einer solchen zerstörerischen Kraft zu widersetzen? Genau das veranschaulicht dieses Buch. Fast in jedem der Briefe bitten die Väter ihre Frauen und Kinder, allen Widrigkeiten zum Trotz die familiären Bindungen zu erhalten. Auch wenn diese oft reichlich verworren waren. Der schwierige Alltag, die beengten Wohnverhältnisse, die erzwungenen Trennungen hatten die traditionelle Familie aufgelöst. Angesichts von Gefängnis und Lager konnten normale Lebensprobleme dramatische Ausmasse annehmen, weshalb die Beziehung zu ihren Kindern für die Väter enorm wichtig wurden, auch weil sie ihnen vorher oft zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Erstaunlicherweise wird in keinem der Briefe dazu aufgefordert, den Kontakt zum Mann oder Vater abzubauen, um dadurch die eigene Haut zu retten, obwohl die Ab-

sender genau wussten, dass ihre Verhaftung eine Bedrohung für ihre Familie darstellte.

Der Grund dafür liegt nicht nur darin, dass ein Abbruch der Beziehungen zur Familie sie des wichtigsten Antriebs zum Überleben beraubt hätte. Die grösste Angst dieser Männer war, jede moralische Stütze zu verlieren, denn tatsächlich war die Zuwendung und Solidarität der Angehörigen das Einzige, was sie dem Terror entgegensetzen konnten.

Um die seelische Nähe zur Familie bewahren zu können, durften sie die Achtung und Liebe ihrer Frauen und Kinder nicht verlieren. Darum mussten sie deren Zweifel zerstreuen und sie von der eigenen Unschuld und Ehrlichkeit überzeugen. Dies ist das zentrale und zugleich schmerzlichste Thema der Briefe, da die meisten Kinder in ihren Briefen, ob direkt oder indirekt, die Frage nach der Schuld stellten. Sollte der Vater unschuldig sein, so wäre ihm und der ganzen Familie schreckliches Unrecht widerfahren. Es entstand eine quälende Zerrissenheit bei den Vätern wie bei den Kindern, die viele von ihnen zeitlebens nicht überwinden konnten.

Fast alle Autoren der Briefe waren der sowjetischen Regierung loyal gegenüber eingestellt, auch im Gefängnis und im Lager, ob sie überzeugte Kommunisten waren oder nicht. Dennoch stürzte sie das, was sie bei den Verhören und im Gulag erlebt hatten, in unlösbare innere Konflikte. Aber sie versuchten weiterhin, sich selbst und ihre Familien davon zu überzeugen, dass es sich um einen Fehler oder die Verkettung tragischer Zufälle handelte und dass sich alles bald aufklären würde.

Noch schwerer hatten es ihre Kinder, besonders die Ju-

gendlichen, weil eine mächtige Propagandamaschine sie von Kindheit an zu einem bedingungslosen Glauben an die Sowjetmacht und die Kommunistische Partei angehalten hatte.

Die ideologische Beeinflussung der Kinder lief vor allem über die Schule und die Jugendorganisationen. Das veränderte die Rolle der Familie bei der Kindererziehung, da der wichtigste «Erzieher» nun der Staat war.

Besonders tragisch wirken daher auch jene Passagen, in denen fast hysterisch an die Kinder appelliert wird, unter keinen Umständen den Glauben an die Partei und die Sowjetmacht zu verlieren.

Diese moralischen «Verwerfungen» – die Überzeugung, dass ihre Kinder trotz allem der Sowjetmacht treu ergeben sein müssen – hinterliessen ein schweres Trauma bei jenen, an die solche Appelle ihrer Väter gerichtet waren. Auch wenn sie weiterhin von der Unschuld ihrer Eltern überzeugt waren, mussten sie unentwegt ihre Treue zum Regime unter Beweis stellen, voller Angst, selbst verfolgt zu werden. Die Auswirkungen dieser Doppelzüngigkeit und Anpassung, der Verdrängung grosser Teile der eigenen Geschichte, waren in der sowjetischen Gesellschaft noch jahrzehntelang zu spüren. Nicht ohne Grund spielte das Verhältnis von Gesellschaft und Individuum in den Debatten der «Schestidesjatniki», der «Sechziger», eine so entscheidende Rolle, weil sie zum grossen Teil selbst Kinder von Opfern der Stalinzeit waren – Bulat Okudshawa, Juri Trifonow, Wassili Axionow und viele andere.

Das Erstaunlichste aber ist, dass die Autoren der Briefe allen widrigen Umständen zum Trotz – Papier, Stifte oder Farben waren im Lager so gut wie nicht zu bekommen, man konnte nie

sicher sein, dass der Brief seinen Adressaten auch erreicht – es geschafft haben, ihren Kindern in Erinnerung zu bleiben. Und es ist ihnen darüber hinaus gelungen, ihre eigenen Vorstellungen von Familie und Zusammenhalt, ihr Fachwissen, aber auch ihre kulturellen und beruflichen Erfahrungen an sie weiterzugeben.

Die meisten Väter in diesem Buch waren Intellektuelle: Lehrer, Ingenieure, Architekten, Wissenschaftler, Ärzte. Für sie standen Bildung, Professionalität und Arbeit zum Wohl der Gemeinschaft an oberster Stelle. Die Hartnäckigkeit, mit der sie ihren Kindern diese Werte vermitteln wollten, macht deutlich, dass sie der Barbarei und der Gewalt nur diese entgegenstellen konnten. Aus dem Gefängnis oder Lager heraus versuchten sie zu verfolgen, wie ihre Kinder lernten, was sie lasen, welche Filme sie sich anschauten. Für die Jüngsten schrieben sie Gedichte, fertigten illustrierte Büchlein an und bewiesen unerhörten Erfindungsgeist, um sie so farbenprächtig wie möglich zu gestalten. Für die Schulkinder stellten sie Herbarien her, entwarfen Briefmarken, schickten Ansichtskarten mit Reproduktionen der Tretjakow-Galerie, gaben Buchempfehlungen, machten Übersetzungen und exzerpierten wissenschaftliche Aufsätze. Einige Briefe könnten heute noch für den Schulunterricht genutzt werden, sie alle sind Zeugnisse der Kultur jener Epoche.

Natürlich sind die Briefe voller Belehrungen, die Kinder werden immer wieder ermahnt, fleissig zu lernen, auf die Mutter zu hören usw. Den Vätern war sicher klar, dass Bevormundung die Kinder nerven könnte. Aber in ihrer Situation war alles überlagert von der Angst um das Schicksal der Töchter und Söhne: Was ist, wenn sie plötzlich in eine schwierige Situation

geraten, die Schule nicht beenden und nicht Ingenieur, Arzt, Architekt oder Wissenschaftler werden können wie ihr Vater? Aus den Erinnerungen der Kinder geht hervor, dass sie diese Belehrungen genau so verstanden haben – als Ausdruck der sorgenvollen Liebe ihrer Väter. Die Ängste waren durchaus berechtigt, denn die Ausbildung der Kinder konnte jeden Moment jäh unterbrochen werden, und es war wichtig, sie so schnell wie möglich abzuschliessen und einen Beruf zu ergreifen. Fast beschwörend versuchten die Väter zu vermitteln, wie wertvoll eine schöpferische, sinnerfüllte Tätigkeit im Leben ist, denn sie selbst litten nicht nur physisch unter der Sklavenarbeit im Lager.

Teilen die Väter in den Briefen etwas über ihre Lebensumstände mit? Dies war kaum möglich, und umso bemerkenswerter sind die Briefe des Lehrers Jegor Jablokow, in denen er die Details des Lagerlebens fast wie eine Robinsonade erzählt und davon berichtet, wie man trotz allem überleben und sich mit Wenigem begnügen kann.

So tragisch die Schicksale der Helden dieses Buches auch sind – sie alle nehmen ein «gutes Ende». Das klingt paradox, aber die Briefe dieser Väter sind angekommen, im direkten und im übertragenen Sinn. Beweis dafür sind die Biografien ihrer Kinder und die Tatsache, dass die Erinnerung an sie selbst bewahrt wurde.

Die Mütter erscheinen in den Briefen vorrangig als Vermittler im Dialog der Väter mit ihren Töchtern und Söhnen. Aber in den meisten Fällen ist es ihnen zu verdanken, dass die Erinnerung aufrechterhalten wurde. Sie lebten jahrzehntelang mit der Hoffnung auf ein Wiedersehen, erzogen die Kinder, nutzten

dabei auch die Autorität des Vaters und traten selbst scheinbar in den Hintergrund. In Wahrheit lastete der Erhalt der Familie allein auf ihren Schultern, denn sie mussten nicht nur die Inhaftierung ihres Mannes verkraften, sondern auch die Kriegsjahre überstehen und die Kinder grossziehen.

Sie bewahrten die Briefe ihrer Ehemänner sorgsam auf, lasen sie immer wieder gemeinsam mit den Kindern.

Und in gewisser Weise bekräftigen diese Briefe, was Wassili Grossman am Ende seines Romans *Leben und Schicksal* über die Bedeutung menschlicher Bindungen in Zeiten von Krieg und Terror schreibt:

«In dieser Verworrenheit, in diesem Nebel, in diesem Unglück und Durcheinander lagen auch (...) Klarheit und Hoffnung (...) und obwohl (...) der Mensch in dieser schrecklichen Zeit nicht mehr der Schmied seines Glückes sein konnte und es dem Weltschicksal anheimgestellt war, zu begnadigen oder hinzurichten, zu Ruhm zu erheben oder ins Elend zu stürzen und zu Lagerstaub zu machen, war es dem Weltschicksal, dem verhängnisvollen Lauf der Geschichte, dem Zorn des Staates (...) doch nicht überlassen, die Wesen zu verändern, die sich Menschen nannten. Was immer sie erwartete – Ruhm für ihre Leistungen oder Einsamkeit, Verzweiflung und Elend, Lager und Hinrichtung –, sie würden als Menschen leben und als Menschen sterben (...) Darin bestand ihr ewiger, bitterer, menschlicher Sieg über alles Erhabene und Unmenschliche (...)»⁴²

Irina Scherbakowa

Michail Strojkw
**«Vaters Briefe kann ich nicht lesen,
ohne zu weinen.»**

Michail Markowitsch Strojkw wurde 1901 in einer Familie von Altgläubigen in Beswodnowo, einem Dorf im Gebiet Kostroma, geboren. Die Familie war nicht unvermögend, der Vater besaß eine kleine Ziegelei. Aufgrund seiner vielseitigen Begabung durfte er trotz seiner Herkunft und der geringen Schulbildung an einem Polytechnischen Institut lernen und wurde 1925 sogar zum Architekturstudium an die Arbeiter- und Bauernfakultät delegiert.

Er war ein erfolgreicher Student, beliebt bei Lehrern und Mitschülern, und wurde zum Vorsitzenden des Komsomol an seiner Hochschule gewählt. Professor Wladimir Oblaszow, später ein berühmter Wissenschaftler, förderte ihn, so gut er konnte, und vertraute ihm sogar die Schlüssel zu seiner Privatbibliothek an.

An der Hochschule lernte Strojkw seine Frau Jelena kennen, 1927 wurde ihre Tochter Julia geboren. Doch da sass Strojkw bereits im Moskauer Butyrka-Gefängnis. Es war seine erste Inhaftierung, auf die noch weitere folgen sollten.

Grund der Denunziation war Strojkw's Beteiligung an einem illegalen Parteizirkel. Er hatte mit Gleichgesinnten Flugblätter gegen die Landwirtschaftspolitik gedruckt und verbreit-

tet, da sie die Existenz sämtlicher Kleinbauern vernichtete: «Ihr habt den Bauern Land versprochen – also gebt es ihnen.»

Auch im Gefängnis zeigten sich seine Führungsqualitäten. Er forderte nicht nur eine Verbesserung der Haftbedingungen, sondern organisierte auch einen 13-tägigen Hungerstreik aller Gefangenen.

1929 wurde Strojkw zu drei Jahren Verbannung verurteilt, die er im sibirischen Kansk verbrachte. Dank der Fürsprache von Professor Oblaszow durfte er danach in Moskau weiterstudieren. 1932, kurz vor der Verteidigung des Diploms, wurde er erneut verhaftet. Seine Tochter Julia war damals fünf Jahre alt.

Aus einem Gespräch mit Julia Wolkowa:

«Es war mitten in der Nacht. Ich weiss noch genau, wie ich aus dem Bett geholt wurde (...) Als man Vaters Schreibtisch umwarf, bekam ich einen grossen Schreck: Wie können die so mit Vaters Sachen umgehen! Dann führte man ihn ab. Seine Diplomarbeit war so gut wie fertig, er hatte nur noch ein paar Gleichungen zu lösen. Professor Oblaszow konnte die Leitung des Butyrka-Gefängnisses irgendwie dazu überreden, dass mein Vater einmal am Tag in eine Einzelzelle gehen und dort seine Gleichungen lösen durfte. Er schickte die Arbeit vom Gefängnis aus direkt ans Institut, und es gab auch eine Diplomverteidigung, mit dem besten Ergebnis seines Jahrgangs. Allerdings ohne den Studenten – der war bereits auf dem Weg nach Archangelsk.»

Aufgrund seines erfolgreichen Studienabschlusses durfte Strojkw während der fünfjährigen Verbannung in Archangelsk im

Architekturbüro der Stadt arbeiten. In dieser Zeit begann auch der Briefwechsel mit seiner Tochter – vor allem auf Postkarten.

«Liebste Ljussja, heute habe ich Deinen Brief erhalten, und ich schicke Dir ein grosses Dankeschön dafür. Es freut mich sehr, dass Du bald in die Schule kommst. Ich umarme Dich ganz fest. Dein Papa.» (30.8.1935)

«Liebste Ljussja! Für Deinen Besuch habe ich ein Grammophon gekauft. Jetzt kannst Du immer Musik hören und dazu tanzen. Ich freue mich auf Deinen Besuch und sende viele Küsse. Dein Papa.» (1935)

«Meinem liebsten Töchterchen schicke ich innige Grüsse und die besten Wünsche. Ljussja! Schreib mir, wie es Dir geht und was die Schule macht. Bist Du viel draussen? Vergiss nicht, dass Du jeden Tag nach dem Unterricht an der frischen Luft spazieren gehen sollst, sonst lernt es sich nicht so gut. Schreib mir, ob ich Dir Schlittschuhe schicken soll. Ganz viele Küsse. Dein Papa.» (24.10.1936)

«Liebste Ljussja! Ich danke Dir sehr für Deinen Brief. Ich freue mich, dass die Bücher von Puschkin Dir gefallen haben und dass Du so gut in der Schule bist. Wie schade, dass ich Deinen Auftritt bei der ‚Polonaise‘ nicht sehen konnte. Aber ich hoffe, dass ich mir auch das bald ansehen kann. Ganz viele Küsse. Dein Papa.» (7.2.1937)

Aus einem Gespräch mit Julia Wolkowa:

«Papa schickte mir Postkarten mit Reproduktionen der Tretjakow-Galerie, damit ich die Maler kennenlernte. Er selbst hatte eigentlich Maler werden wollen. Er kaufte viele Bücher, stellte mir eine ganze Bibliothek zusammen. Wenn ich ihn besuchte, hatte ich mein eigenes Regal mit den schönsten Büchern. Sie waren genau für mein jeweiliges Alter ausgewählt. Ich liebte zum Beispiel Victor Hugos ‚Cosette‘ sehr, habe ihretwegen viele Tränen vergossen. Es war eine wunderbare Bibliothek, viele der Bücher habe ich aufgehoben (...) Natürlich gehörte auch Puschkin dazu, seine gesamten Märchen. Zu meinem Geburtstag bekam ich jedes Jahr ein Päckchen – es war immer ein neues Buch dabei. Vielleicht kommt daher meine grosse Begeisterung für die Literatur.»

Als Chefarchitekt des Papier- und Zellulosewerks von Archangelsk bekam Strojkow eine eigene, abgetrennte Ecke im Zimmer seiner Vermieterin. *«Ljussenka, ich habe jetzt eine richtige Arbeit, ihr könnt mich besuchen kommen»*, schrieb er.

Frau und Tochter besuchten ihn tatsächlich. Sie durften zwar nicht zu ihm nach Archangelsk ziehen, Strojkow bekam aber die Erlaubnis, seine Tochter für einige Zeit zu sich zu nehmen, nachdem sie die erste Klasse beendet hatte.

Aus einem Gespräch mit Julia Woikowa:

«Ich weiss noch, wie ich zum ersten Mal bei Papa war. Er wollte, dass ich zu den anderen Kindern gehe und mich mit ihnen anfreunde. Die verprügelten mich aber, weil ich aus Moskau war, worüber ich mich bei Papa beklagte. Er sagte: ‚Wehe, Du beschwerst Dich noch einmal bei mir! Entweder du einigst

dich mit den anderen oder du schlägst zurück. In jedem Fall musst du dir Respekt verschaffen.»«

Julia Wolkowa wohnte von Mitte 1936 bis Anfang 1937 bei ihrem Vater. Eine Verlängerung ihres Aufenthaltes lehnte der NKWD ab, was Strojcow beunruhigte. Seine düsteren Vorahnungen wurden bestätigt, als ihm der NKWD keinen Ausweis für eine Dienstreise nach Moskau gab –, bald darauf folgte die nächste Verhaftung. Nach den Erzählungen seiner Vermieterin sagten die Tschekisten zu ihm: «Michail Markowitsch, nehmen Sie Ihr Zeichenmaterial mit, Papier und Bücher – Sie werden das alles brauchen.» Seine Antwort war: «Nichts werde ich mehr brauchen.»

Dennoch schickte er von allen Zwischenstationen seiner Deportation nach Sibirien (aus Swerdlowsk, Wladiwostok und der Nagajew-Bucht) optimistische Briefe nach Moskau, die der Familie Trost spenden sollten. Strojcow hoffte zunächst, dass er auf die Kolyma geschickt würde, um sich dort anzusiedeln und dass er seine Familie nachholen könnte – schliesslich hatte er sich nichts zuschulden kommen lassen.

«Liebste Lena!

Ich habe heute das Urteil der Sonderkommission bekommen und damit auch die Möglichkeit, Dir etwas über mich mitzuteilen, nur weiss ich nicht, wohin ich schreiben soll, ob Du jetzt in Moskau bist oder in Archangelsk. (...) Darum schreibe ich an beide Adressen. Wichtig ist, dass Du so schnell wie möglich eine Besuchserlaubnis erwirkst. Ich stelle zeitgleich mit diesem Brief einen Antrag an die Leitung des NKWD der Nordregion, dass

man mir ein Wiedersehen mit Dir und Ljussja gestattet. Solltest Du kommen können, bringe bitte folgende Sachen mit: den Herbstmantel als Ersatz für den Wintermantel, die braune Hose und die Tolstoibluse, zweimal Unterwäsche, ein Handtuch, Taschentücher, Socken, das Taschenmesser, Rasierklingen und Spiegel, einen Bettbezug, einen Rucksack und einen kleinen Koffer. Das ist wohl alles. Mit allen anderen Sachen verfare so, wie Du es für richtig hältst. Um Geld will ich Dich nicht bitten, denn wer weiss, ob Du selbst welches hast. Ich hoffe, dass ich für die Fahrt rechtzeitig meine Gehaltsabrechnung bekomme – keine Ahnung, wie viel sie mir für den ungenutzten Urlaub anrechnen.

Ich bin zu fünf Jahren Lagerhaft im Fernen Osten verurteilt worden, wofür (...) ich weiss es selbst nicht, da man mir keinerlei Anschuldigungen genannt hat – es ist sicher für 1927/28.

Mach Dir keine Sorgen und verliere nicht die Hoffnung. Achte auf Deine Gesundheit, Ljussja zuliebe. Ich werde meine Begnadigung beantragen.

Ich hoffe, dass Du in der Nähe bist und wir uns sehen können. Wann ich auf Transport gehen werde, weiss ich nicht, aber offenbar demnächst (...) in 5-6 Tagen vielleicht. Versuch bitte, mir gleich auf diesen Brief zu antworten, damit ich weiss, wo Du bist und wohin ich Dir schreiben soll. Schick es auf meinen Namen an folgende Adresse: Archangelsk, ul. Proletkulta 14, Gefängnis von Archangelsk Nr. 1.

Ich sende Euch beiden viele Küsse und wünsche Euch Gesundheit. Ich selbst bin bisher gesund.

Dein Mischa.» (14.7.1937)

Danach erhielt Strojkw keine Antwort mehr auf seine Briefe, aber auch seine Frau hörte nichts mehr von ihm. Wie sich später herausstellte, war sie, dem Rat eines Freundes folgend, aus Moskau weggezogen nach Puschkino, während Strojkw's Briefe weiter an die Moskauer Adresse gingen.

«Liebste Lena! Ich habe Dir schon mehrere Briefe geschrieben und weiss nicht, ob Du sie bekommen hast. (...) Das Einzige, womit ich nicht zurechtkomme ist, dass ich schon seit vier Monaten nichts von Dir höre, das beunruhigt mich schrecklich (...)» (18.7.1937)

«Liebste Lena! Wenn Du meine Briefe aus Archangelsk und Wologda bekommen hast, so weisst Du, dass ich von der Sonderkommission nach § 58-10 zu fünf Jahren Haft verurteilt wurde und auf dem Weg ins Arbeits- und Besserungslager in den Fernen Osten bin. (...) Mich beunruhigt sehr, dass ich in den letzten fünf Monaten keinerlei Nachrichten von Dir bekommen habe. Wo bist Du, wovon lebst Du, wie geht es Dir und Ljussja (...)» (5.8.1937)

Frau und Tochter schickten ihre Briefe weiterhin nach Archangelsk, aber der NKWD hatte Strojkw's Vermieterin untersagt, ihnen etwas von seiner Deportation auf die Kolyma mitzuteilen.

Michail Strojkw wurde am 13. August 1938 im Sewwostlag in der Nähe der Siedlung Bereljoch erschossen. Seiner Frau wurde mitgeteilt, er sei an Meningitis gestorben.

Aus einem Gespräch mit Julia Wolkowa:

«Ich werde nie vergessen, wie Mutter und ich bei Bekannten waren und auf der Karte nach dieser Siedlung Bereljoch gesucht haben.»

«Sind Sie nie auf den Gedanken gekommen, dass Ihr Vater sich auch schuldig gemacht haben könnte?»

«Nein, nie. Ich habe meinen Vater sehr geliebt, und ich bin überzeugt, dass er ein anständiger Mensch war. Er war immer aufrichtig und hat offen gesagt, was er dachte. Ich habe auf ihn gewartet, die ganze Zeit habe ich gewartet. Mir schien, dass er lebt. Ich kann Vaters Briefe nicht lesen, ohne zu weinen.»

*

Julia Wolkowa absolvierte die Moskauer Kunsthochschule für Industriedesign und arbeitete für verschiedene Moskauer Theater als Bühnenbildnerin.

Alexej Wangenheim
**«Gib meine Begeisterung
an unsere Tochter weiter.»**

Alexej Feodossjewitsch Wangenheim war von Januar 1934 bis zu seiner Erschiessung im November 1937 in Solowki inhaftiert. Er schickte insgesamt 168 Briefe an seine Familie nach Moskau, 141 davon sind erhalten. Wangenheims Frau, Warwara Kurgusowa, arbeitete zum Zeitpunkt seiner Verhaftung als Schuldirektorin, seine Tochter Eleonore war noch keine vier Jahre alt.

Alexej Wangenheim wurde 1881 als Sohn eines Grossgrundbesitzers geboren. Sein Vater, ein russischer Adliger mit holländischen oder deutschen Vorfahren, war Semstwo-Abgeordneter¹ und betrieb auf seinem Landsitz ein wissenschaftliches Versuchsfeld und eine Wetterstation. Alexej, der zweitälteste Sohn von acht Kindern, las und sprach Deutsch und Französisch, beendete das Gymnasium in Orjol, studierte dann in Moskau zunächst Mathematik und Physik und später Landwirtschaft.

Während des Ersten Weltkriegs diente Alexej Wangenheim als Oberst der zaristischen Armee an der Südwest-Front, war Leiter des Wetterdienstes der 8. Armee und sorgte mit seinen genauen Windprognosen für den Erfolg der Gasangriffe gegen die Österreicher, wofür er sogar einen Orden erhielt. Nach der Oktoberrevolution von 1917 hätte er wie sein älterer Bruder

Nikolai nach Frankreich emigrieren können, entschied sich aber für einen anderen Weg, weil er bereits zu Studienzeiten zum glühenden Anhänger sozialistischer Ideen geworden war. Nach der Revolution war er unermüdlich als Agitator unterwegs:

«Zwischen 1918 und 1922 habe ich Dutzende Vorträge auf Dörfern gehalten, ich liess bei meinen Reisen keine Gelegenheit dazu aus. Anfangs waren es Vorträge über den Sozialismus und die Aufgaben der Sowjetmacht, zu denen ich selbst gefertigte Dias zeigte. Mit welchem Eifer habe ich damals die Ideen einer proletarischen Diktatur an die bäuerlichen Massen herangetragen und sie vom unversöhnlichen Kampf gegen die Religion überzeugen wollen. Und wie viele Vorträge über Agrarwissenschaft habe ich gehalten, ob in den Gemeinden oder vor Rekruten. All das soll jetzt nichts mehr gelten, nur weil jemand diese dumme Verleumdung brauchte.» (17.04.1936)

Nachdem er sich als Chefagronom in der Gegend um Kursk für den Aufbau eines Wetterdienstes eingesetzt hatte, ging er 1923 nach Petersburg an das Observatorium für Physik, arbeitete dort in der Abteilung für langfristige Wetterprognosen und wurde bald in die Leitung berufen. 1926 zog Wangenheim nach Moskau, wo ihm eine leitende Funktion im Volkskommissariat für Wissenschaften übertragen wurde. Nur zwei Jahre später, inzwischen Professor an der Moskauer Universität, trat er in die Kommunistische Partei ein und wurde Präsidiumsmitglied des staatlichen Wissenschaftsrates. Er hatte einen Passierschein für den Kreml, war gut bekannt mit Anatoli Luna-

tscharski² und Lenins Frau Nadeshda Krupskaja, in seinem Haus verkehrten Maxim Gorki und Otto Schmidt,³ namhafte ausländische Wissenschaftler besuchten ihn. Als im August 1929 auf seine Anregung hin ein landesweiter Wetterdienst eingerichtet wurde – das Hydro-Meteorologische Komitee der UdSSR – berief man ihn zu dessen ersten Vorsitzenden. Er hatte mittlerweile geheiratet und war Vater einer Tochter.

Am 8. Januar 1934 wurde Alexej Wangenheim verhaftet. Nach einer vergleichsweise kurzen Untersuchung, in der es zu den damals üblichen falschen Bezeichnungen und einer Standardanklage wegen Spionage- und Schädlingstätigkeit kam, wurde er zu zehn Jahren Arbeits- und Besserungslager verurteilt.

Alexej Wangenheim war 52 Jahre alt, als man ihn verhaftete. Er hatte noch grosse Pläne, war auf dem Höhepunkt seiner physischen und kreativen Möglichkeiten, und fühlte sich dem Sozialismus zutiefst verpflichtet.

In den Briefen aus Solowki schrieb er oft von seiner Arbeit als Vorsitzender des Hydro-Meteorologischen Komitees (HMK).

«Wenn ich an die Arbeit im HMK denke, an mein Kind – den Hydro-Meteorologischen Dienst, den ich zum Stolz der UdSSR gehegt und gepflegt habe –, dann möchte ich schreien vor Wut und Schmerz (...)» (9.11.1934)

«Irgendwann wird alles vergessen sein, alles, was mein Arbeitsleben ausgemacht hat. Darum will ich selbst ein gewisses Fazit

ziehen, denn ihr beide, Du und meine Tochter, ihr sollt wissen, dass ich nicht umsonst mein Dasein gefristet habe.»

«Ich las neulich einen Artikel über die Nutzung der Windkraft für den Aufbau des Sozialismus. (...) Diese Energie kann uns, wenn sie rationell genutzt wird, Dutzende Wasserkraftwerke von der Grösse eines «Dneprostoi»⁴ ersetzen, und sie wird uns helfen, die Trockenheit in Regionen zu bekämpfen, in denen es kräftige, heisse Winde gibt und wohin man nur schwer Benzin für Motoren transportieren kann. Der Wind kann die Wüste in eine Oase verwandeln. Was für grandiose Aussichten! Im Norden wird man mit der Windkraft in Zukunft heizen und Licht erzeugen, kochen und alles transportieren können. (...) Ich war es, der diese Frage als Erster aufgeworfen hat, ich habe sie in den Plan für das ‚Windkataster‘ aufgenommen und damit alles ins Rollen gebracht. (...) Ich hätte 1934 den ersten Atlas über die Verteilung der Windkraft in der UdSSR fertigstellen sollen; er wird natürlich erscheinen, aber nun ohne mich. Ebenso mein zweites Kind, das sogenannte ‚Sonnenkataster‘, in dem die gesamte Sonnenenergie der UdSSR erfasst wird. (...) Die Zukunft gehört der Sonnen- und Windenergie, denn sie sind unerschöpflich und von enormer Kraft, aber mir scheint, dass ihr Einsatz sich durch meine Abwesenheit um Jahre verzögern wird.» (10.6.1935)

«Die UdSSR verfügt über kolossale Vorräte an Wasserenergie, der weissen Kohle, wie wir sie nennen. Mit der gesamten Was-

sermenge unseres riesigen Landes könnten Zehntausende solcher Wasserkraftwerke wie Dneprostroi oder Wolchowstroi⁵ gebaut werden (...) 1931 hatte ich die Idee, einen Wasserkataster für unser sozialistisches Land zu erstellen, denn um gut planen zu können, muss zunächst alles erfasst sein. Ich habe mit der staatlichen Plankommission und dem HMK um die nötigen Mittel gerungen, aber nur platonisches Mitgefühl erhalten, sonst nichts. (...) Ich musste dann noch viel aushalten, denn die Raffgier mancher Fachleute, der Mangel an Erfahrung und an Arbeitskräften, die Verweigerung von Auskünften durch einige Behörden – all das hat der Sache geschadet. Aber zum 15. Parteitag hatte ich das gesamte Kataster auf den Weg gebracht und sichergestellt, dass es auch zu Ende geführt wird. Ich weiss nicht, in welchem Zustand das Ganze jetzt ist (...)» (24.06.1936)

«(...) Das ‚Wohl des Menschern, die Befreiung der Arbeit von klimatischen Bedingungen, die Möglichkeiten einer Verlängerung des Lebens (...) all das hat mich immer sehr interessiert. Anfang 1932 habe ich die erste Konferenz in der UdSSR, vielleicht sogar auf der ganzen Welt, abgehalten, die sich dem Einfluss des Klimas und des Wasserhaushalts auf den Menschen widmete. Im Vorfeld der Konferenz erschienen Artikel in der ‚Prawda‘ und der ‚Iswestija‘ und auch in meinen Zeitschriften. Es wurde eine äusserst spannende Konferenz, an der nicht nur Fachleute aus unserem Bereich teilnahmen, sondern auch Ärzte, Architekten, Ingenieure, Planungsspezialisten und Forstwissenschaftler. Drei wesentliche Fragen wurden behandelt:

1) die hydrometeorologischen Gegebenheiten und die menschliche Gesundheit; 2) die hydro-meteorologischen Gegebenheiten und der Wohnungsbau, 3) die hydro-meteorologischen Gegebenheiten und die Städteplanung. Das Interesse war gewaltig. Ich fühlte mich wie ein Geburtstagskind. Im Ergebnis der Konferenz wurde eine Kommission gegründet, deren Vorsitz ich übernahm. (...) Eine unserer Aufgaben war es, das Verhalten des menschlichen Organismus unter verschiedenen klimatischen Bedingungen zu untersuchen: 1) in der Arktis, 2) im Hochgebirge, 3) in der mittleren Tiefebene, 4) in der Wüste. Wir arbeiteten Pläne aus, setzten uns mit Spitzbergen in Verbindung, wo ich den Bau einer speziellen Station in Auftrag gab, wir zogen berühmte Ärzte hinzu. (...) Die von mir einberufene Konferenz fand auch im Ausland grosse Beachtung. Das Pasteur-Institut lud mich nach Paris zu einer ähnlichen Konferenz ein, die unserem Beispiel folgte.» (30.6.1935)

Nachdem Wangenheim in der UdSSR einen Wetterdienst aufgebaut hatte, träumte er von einer Vereinigung der Wetterdienste auf der ganzen Welt und gründete daher wissenschaftliche Institute und Fachschulen, hielt in Leningrad eine hydrologische Konferenz der baltischen Staaten ab, gewann Tor Bergeron, den bekannten schwedischen Meteorologen, für eine Zusammenarbeit, und schuf ein ganzes Netz von Wetterstationen im Norden des Landes, das Langzeitwetterprognosen ermöglichte.

«Das Netz ist grossartig, in den entlegensten Gegenden wurden Wetterstationen gebaut. Natürlich wurden auch Fehler gemacht, Dinge falsch berechnet, aber es wurde ein maximales Ergebnis erzielt. Dieses Netz ist der Stolz der Sowjetunion. Bergeron überschüttete uns mit Lobeshymnen (...)» (24.7.1935)

«Du hast wahrscheinlich von dem bevorstehenden Flug Lewanewskis über den Nordpol gelesen. Seltsam, aber das geht mir sehr, sehr nah. Unwillkürlich fällt mir ein, was ich alles dafür getan habe. Wenn ich nicht drei Jahre lang für den Aufbau der vielen Polarstationen gekämpft hätte, wäre so ein Flug heute gar nicht möglich (...)» (3.8.1935)

In der Zeit des Grossen Terrors (1937-1938) hätten allein Wangenheims fremd klingender Name und die nichtproletarische Herkunft für eine Verhaftung ausgereicht. Aber Anfang 1934 war dies noch anders. Wangenheim gehörte keiner oppositionellen Gruppierung an, hatte keinerlei Beziehung zum Trotzkiismus, der Mord an Sergej Kirow⁶, der den Beginn der Massenverhaftungen einläutete, fand erst ein Jahr später statt. Warum also traf es ihn?

Juri Tschirkow, ein Mithäftling von Alexej Wangenheim, gibt in seinen 1991 veröffentlichten Memoiren die Erzählungen Wangenheims über seine Verhaftung wieder: Demnach fand 1933 in Leningrad der erste international besuchte Allunionskongress für Geophysik statt, dessen Eröffnungsvortrag Wangenheim auf Französisch halten sollte. Etwa eine Stunde vor Beginn des Kongresses bekam Wangenheim einen Anruf von Stalins

Büro mit der Aufforderung, seine Rede auf Russisch zu halten, worauf er verwundert erklärte, das Programm sei mit allen Instanzen abgestimmt worden, ausserdem sei es bereits veröffentlicht und daher nicht mehr zu ändern. Er hielt seine Rede auf Französisch. Der Kongress war ein grosser Erfolg, aber Wangenheim spürte, dass man sich ihm gegenüber fortan anders verhielt. Als einige Monate später der Stratosphärenballon «Ossoawiachim-1» kurz nach dem Start abstürzte, wurde Wangenheim beschuldigt, absichtlich eine falsche Wetterprognose für dessen Flug gegeben zu haben.

Der auf Französisch gehaltene Vortrag ist allerdings kein hinreichender Grund für Wangenheims Verhaftung, obgleich Stalin derartigen Ungehorsam nicht vergass. Der Absturz des Luftschiffs geschah am 30. Januar 1934, also zwei Wochen nach Wangenheims Inhaftierung. Daher ist anzunehmen, dass Wangenheim zu diesem Zeitpunkt bereits «in den Fängen» der OGPU war. Es ist gut möglich, dass er schon 1931 als stellvertretender Vorsitzender des Zentralbüros für Heimatkunde Verdacht bei den «zuständigen Organen» erregt hatte.

Als Anfang der Dreissigerjahre in der Presse auf Betreiben des Kreml eine Hetzjagd auf alle Heimatforscher des Landes begann, weil sie sich für den Denkmal- und Naturschutz engagierten, verteidigte sie Wangenheim und wurde deshalb 1931 als Chefredakteur einer Zeitschrift für Heimatkunde entlassen und in einem Artikel wegen seiner «liberalen Einstellung» zur «bürgerlichen» Heimatforschung beschimpft.

Der Absturz des Stratosphärenballons, an dem die Meteorologen laut Untersuchungsbericht einer Regierungskommission keinerlei Schuld traf, kam den Tschekisten des Geheimdienstes dennoch wie gerufen. Zusammen mit Wangenheim, den man konterrevolutionärer Aktivitäten im Wetterdienst sowie der Anwerbung von Mitarbeitern für diese Zwecke anklagte, wurden einige seiner Kollegen verhaftet. Man bezichtigte ihn der Spionage, da er sich Geheiminformationen von den Spezialisten des Wetterdienstes verschafft habe, und warf ihm «Schädlingssarbeit» vor, indem er falsche Wetterprognosen erstellt habe, um der Landwirtschaft zu schaden usw. «Er hat sich nicht schuldig bekannt, wurde aber durch die Aussagen von Kramelja, Loris-Melikow und Wassiljew entlarvt», heisst es in der Anklageschrift. 1956, während des Rehabilitierungsverfahrens, zogen Loris-Melikow und Wassiljew ihre Aussagen zurück und gaben zu, nach «Anwendung ungesetzlicher Verhörmethoden» sich selbst und Wangenheim beschuldigt zu haben.

In Solowki hoffte Wangenheim zunächst, seine früheren Verbindungen in prominente Kreise würden ihm dabei helfen, das Unrecht aufzuklären.

«Ich bitte dich, geh sobald wie möglich zu Tichon Alexandrowitsch Jurkin (ins Regierungsgebäude in Samoskworetshje) und finde heraus, ob er meinen Brief bekommen und etwas unternommen hat. Ich bitte ihn und den Genossen Stalin nur um eines – mich anzuhören. Das wird ausreichen, damit die Wahrheit obsiegt, (vom Autor hervorgehoben – Anm. d. Red.)
(23.5.1934)

«Frag nach, ob Stalin mein Gesuch vom 11. Mai erhalten hat (...) Ich kann nicht glauben, dass es ignoriert wird. Und noch eine Bitte – geh zur Parteikontrollkommission beim ZK und frag dort, ob mein Antrag auf Berufung eingegangen ist und ob schon etwas entschieden wurde. (...)

Du kannst Dir nicht vorstellen, wie jemandem zumute ist, der seine heilige kommunistische Pflicht erfüllt hat, nun aber nichts mehr erreichen kann. Es bleiben nur Kränkung, Schmerz und das Gefühl einer wahnsinnigen Ohnmacht. Dennoch hat mich der Glaube bisher nicht verlassen. Ich habe bereits am 9. März an Gen. Stalin geschrieben, dass ich das Vertrauen in die Partei und das Zentralkomitee nicht verloren habe und nie verlieren werde. Ich bin überzeugt, dass es auch so bleibt.

(...) Es gibt Momente, da überkommen mich Zweifel, aber ich lasse sie nicht zu, kämpfe systematisch dagegen an. Den stolzen Menschen hat Gorki gepriesen, den Menschen in all seiner tragischen Schönheit. Warum kann er sich nicht für die Ehre eines Kommunisten einsetzen, der ein stolzer Leninist geblieben ist?» (5.6.1934)

«Am 6. Juni habe ich an Gen. Kalinin geschrieben. Ich glaube einfach nicht, dass meine Appelle als Ruf in der Wüste verhallen. Ich werde warten, habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben.» (18.6.1934)

Dennoch schwindet diese Hoffnung mit jedem Tag. Er erhält auf seine Briefe keine Antwort.

«Ich habe noch immer keine Antwort auf mein Schreiben an Gen. Stalin vom 11.5.1934, auch nicht auf das Schreiben an die Parteikontrollkommission vom 17.5., und an Kalinin vom 6. Juni. Ich kann einfach nicht glauben, dass niemand an der Wahrheit interessiert ist. Meine Achtung vor der Partei und der Sowjetmacht ist gross genug, um die Hoffnung nicht zu verlieren, dass ihre Repräsentanten die Wahrheit wissen wollen.» (7.7.1934)

«Meine Schreiben an Gen. Stalin, an Kaganowitsch, Kalinin, mein Gesuch an die Kommission, die hier war – alles bislang erfolglos. In mir wächst die Sorge, dass niemand die Wahrheit wissen will. Schreckliche Zweifel überkommen mich. Noch kann ich sie vertreiben.» (1934)

«Warst Du bei Gorki? Hier spricht man schlecht von ihm, erinnert sich an seinen Besuch.» (14.7.1934)

«Könntest Du nicht über Otto Schmidt herausfinden, ob mein Gesuch an Gen. Stalin vom 11.5.1934 angekommen ist? Es ist viel Zeit vergangen. Sollte wirklich kein einziges angekommen sein?» (23.7.1934)

«Meine Intuition sagt mir, dass die Qualen so bald nicht aufhören. Alles, was um mich herum geschieht, stimmt mich mehr und mehr pessimistisch. Ich will dagegen ankämpfen, tue es nach Kräften, aber ich werde jeden Tag von neuen Tatsachen bedrängt, als wollten sie meinen Pessimismus absichtlich verstärken.» (13.1.1935)

In Solowki wird Wangenheim zunächst zur Gartenarbeit in Gewächshäusern eingeteilt. «*Ein 10-Stunden-Arbeitstag von 6 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags, ohne Pause und Erholung*», schreibt er in einem seiner ersten Briefe. Ungeachtet dessen hält er freiwillig Vorträge für die Gefangenen zu den unterschiedlichsten Themen: Die Beherrschung der Stratosphäre, Die Eroberung der Arktis, Weltraumflüge zum Mond, Die Nutzung der Sonnenenergie, Die Wissenschaft als Alltagshilfe, Das Polarlicht, Die Sonnenfinsternis, Düsentriebwerke, Strahlungsenergie, Die physikalische Beschaffenheit der Sonne, Das Leben auf dem Mars.

«An manchen Orten, vor allem wenn die Kriminellen in der Mehrzahl sind, hört man meinen Vorträgen aufmerksam zu, ist ganz wissbegierig. Für mich ist das eine gute Übung, für alle verständlich zu sprechen. Ich orientiere mich meistens an den Zuhörern, die keine Vorkenntnisse besitzen, und versuche komplizierte Sachverhalte möglichst einfach zu erklären (...) Die Vorträge ermüden mich sehr, dennoch sind sie das Einzige, was mich, wenn auch auf niedrigstem Niveau, zufriedenstellt.» (18.4.1936)

«Ich spezialisieren mich jetzt auf Vorträge für Menschen, die so etwas überhaupt nicht hören wollen. In einer Zelle, über die ich inzwischen eine Art Vortrags-Patenschaft übernommen habe, wurde ich beim ersten Mal misstrauisch empfangen. Aber kaum hatte ich mit meinem Vortrag begonnen, änderte sich die Haltung der Zuhörer, und nun bestellen sie nach jedem Vortrag

gleich die zwei nächsten. Für mich als Pädagoge sind das wichtige methodische Erfahrungen.» (3.2.1937)

Im Zuge einer schweren Neuralgie konnte Wangenheim bald den linken Arm kaum noch bewegen und durfte nach zwei Monaten Krankenhausaufenthalt in der Lagerbibliothek arbeiten – als Pförtner, Putzkraft und Bibliothekar in einem. Zusätzlich war er ständig «kulturpolitisch aktiv», wie er es nannte. Er komponierte aus Pflanzen und farbigen Steinen ganze Beete – einen roten Stern, das sowjetische Emblem oder Losungen wie «Arbeit ist Ehrensache», er gestaltete aus Glas- und Steinsplintern die Porträts von Lenin und Dserschinski⁷, malte Hinterglasbilder mit den Porträts von Stalin, Kirow und Kuibyschew⁸, half bei Ausstellungen und Wandzeitungen mit.

Ab September 1936 wurde Wangenheim die Verantwortung für das Museum im Kreml von Solowki übertragen; auch hier war er zugleich wissenschaftlicher Mitarbeiter, Pförtner, Putzkraft und Heizer. Die Briefe von 1936 bis 1937 vermitteln einen Eindruck:

«Ich bin jetzt sehr belastet. Ich kümmere mich um das Museum, arbeite weiter in der Bibliothek, halte Vorträge. Zum Feiertag musste ich ino Quadratmeter wischen und mehr als 10'000 Exponate entstauben. Ich musste alle Abteilungen des Museums kennenlernen, um Führungen machen zu können (...)

«Das Material kenne ich jetzt mehr oder weniger, es ist allerdings schwieriger als gedacht (...) Ich studiere die Literatur dazu

in den Pausen zwischen Putzen, Pförtnern, Heizen etc.»
«In den letzten Tagen, ausgenommen die arbeitsfreien, musste ich täglich Führungen machen (...) Es sind viele Exponate, unter anderem Ikonen aus dem XVI. Jahrhundert und sogar Holzschnitarbeiten aus dem XV. Jahrhundert.»

«Ich befasse mich gerade mit Militärgeschichte, um einen neuen Museumsteil eröffnen zu können, der uns im Kremllturm zugeteilt wurde.»

«Besonders intensiv muss ich mich mit alter Militärtechnik beschäftigen, denn es soll ein Bereich entstehen mit dem Titel ‚Das Kloster – eine militärische Festung‘. «Derzeit stelle ich Material zusammen für einen Bereich über die Wirtschaft im Kloster, ich habe einen Experten eingeladen, der etwas von Bildhauerei versteht, damit wir die vorhandenen Plastiken näher untersuchen können, habe ihm zuvor geholfen sie zu klassifizieren, ausserdem sitze ich an einem Plan zur Umgestaltung der Museumsbereiche über Religion und Kunstgeschichte, wofür ich viele Bücher lese (...)»

«Die Ausstellung ist so gross geworden, dass ich jetzt 3 16 bis 4 Stunden für eine Führung brauche statt 1 Stunde und 20 Minuten wie bisher, wobei ich meine Erläuterungen maximal gekürzt habe. In den nächsten Tagen bereite ich den Bereich ‚Naturheilkunde in Solowki‘ vor, in dem es um die ganzen Wunder, die heilige Quelle und den übrigen Quatsch gehen soll (...)»

So wollte Alexej Wangenheim in Solowki «den Sozialismus aufbauen». Er handelte nach bestem Wissen und Gewissen und

wurde für seine Arbeit auch belohnt. Aus seinen Briefen lässt sich ein ganzes Belohnungssystem für Gefangene herleiten:

- die Möglichkeit, seine Zellengenossen auszuwählen: *«Als Belohnung für die zusätzliche gesellschaftliche Arbeit konnte ich mir aussuchen, mit wem ich das Zimmer teilen wollte. Wir sind jetzt zu viert, es sind Arbeiter, drei ältere und ein junger Mann, den ich gern auf den rechten Weg bringen würde und den ich zum Lernen anhalte. Wir wohnen etwas eng, aber das haben wir so gewollt (...)*» (14.7.1934);
- die Möglichkeit, *«zusätzliches Essen gegen Skorbut»* zu bekommen;
- das Recht auf zusätzliche Briefe: *«Heute wurde meine Einstufung als Stossarbeiter überprüft. Ich werde weiter als solcher geführt und darf also auch für März auf zusätzliche Briefe hoffen. Vielleicht werden es drei, wie in den letzten Monaten bis Februar.»* (24.2.1935)
- das Recht, zusätzliche Waren einzukaufen: *«Ich wurde in der letzten Zeit für meine Arbeit damit belohnt, im Laden ein paar Dinge kaufen zu dürfen – Socken, Taschentücher und Handschuhe»; «(...) Als Belohnung durfte ich mir 500g Bonbons kaufen.»* (9.4.1935)
- die Erhöhung der Essensration: *«Jetzt sind auch die materiellen Bedingungen viel besser. Als ich nur eine Portion bekommen habe und 500 g Brot, musste ich mir jeden Tag noch etwas von meinen eigenen Lebensmitteln zubereiten. Nun bekomme ich eine zweite Portion, 800 g Brot (...)*» (11.11.1936);
- Erhöhung des Arbeitslohns: *«In den letzten Monaten habe ich einen viel höheren Lohn bekommen – 20 Rubel im Mo-*

nat, was verglichen mit dem bisherigen – 1,35 Rubel – ein riesiger Fortschritt ist.» (8.12.1935);

- Verkürzung der Haftzeit um eine bestimmte Anzahl Tage für besonders gute Arbeitsleistungen: *«Vor Kurzem wurden die Arbeitstage für das dritte Quartal angerechnet. Mir wurde die höchstmögliche Leistung angerechnet, d.h. 31 Tage für drei Monate. Du hast mich nach diesen Abrechnungen gefragt. Für 1934 wurden mir 19 Tage angerechnet, für 1935 aus irgendeinem Grund nur drei Quartale mit je 31 Tagen. Noch habe ich nicht herausgefunden, warum man mir für das erste Quartal nichts anrechnet. 1936 sind es für drei Quartale je 31 Tage. Daraus folgt, dass ich bislang etwas mehr als 6/i (Monate) zusammenhabe, wenn das nicht wieder zurückgenommen wird. Natürlich ist das ein Tropfen auf den heissen Stein. Aber immerhin bekomme ich wenigstens das.» (16.10.1936)*

Alexej Wangenheim hat die Freilassung nicht mehr erlebt. Am 9. Oktober 1937 wurde der «Erbauer des Sozialismus in Solowki» auf Beschluss der operativen Troika des NKWD zum Tod durch Erschiessen verurteilt. Die Anklage lautete: Mitglied der bürgerlich-nationalistischen Organisation «Zentraler ukrainischer Block». Das Urteil wurde am 3. November 1937 in Sandarmoch,⁹ einem entlegenen Ort auf dem Festland, vollstreckt.

«Wohin ich auch blicke, woran ich auch denke, alles scheint mir düster, bedrückend, hoffnungslos, und das einzige Licht in dieser Finsternis seid ihr, meine Lieben. Dieser Stern erleuchtet meinen Weg, er hilft mir immer wieder, den Mut nicht zu ver-

lieren, auch wenn die Wirklichkeit hier finster und niederschmetternd ist.» (18.2.1936)

Die meisten Briefe schrieb Wangenheim auf Doppelseiten von Schulheften, wobei die Texte und Zeichnungen im unteren Drittel der letzten beiden Seiten immer für seine Tochter Eleonore bestimmt waren.

«Im Moment ist sehr viel wegen der Bibliotheksinventur zu tun, aber die Arbeit überanstrengt mich nicht. Ich komme wenig zum Lesen, auch das Sockenstopfen musste ich bis zum nächsten freien Tag verschieben. Dafür schaffe ich es aber jeden Tag, ein paar Minuten etwas für Elotschka zu machen. Heute schicke ich ihr Rätsel. Es wäre schön, wenn ihr jemand den tieferen Sinn von Rätseln erklären könnte und wie man die Bilder dafür nutzt. Ich mache noch einige mehr für sie.»

(30.11.1934)

Fern von der Familie beschliesst der Vater, seine Tochter auf die Schule vorzubereiten. «Rechnen mit Pflanzen», «Die Pflanzen und das Wetter», «Pilze», «Beeren», «Tiere und Vögel», «Ellas Rätsel», «Naturerscheinungen» – so könnte man die Kapitel seines «Lehrbuchs in Briefen» nennen.

«Zwischendurch habe ich versucht, für Elotschka das Meer zu malen, wie ich es vom Fenster aus sehe. Ich schicke zwei Ansichten der gleichen Bucht des Weissen Meeres. Das Meer mit einem violetten Vorhang aus Wolken, – eine sehr seltene Erscheinung –, ist mir nicht so gelungen. Aber da ich zum ersten

Mal Aquarellfarben benutze, ist das verzeihlich. Vielleicht lerne ich es noch, dann gelingt es besser. Warjuscha, gib die Bilder Elotschka, meinem geliebten Sternchen.» (6.2.1934)

Wangenheim sammelt ein ganzes Herbarium der Pflanzen von Solowki, legt getrocknete Blätter in die Briefumschläge, zeichnet Vögel und Tiere, die auf der Insel leben, beschreibt das Nordlicht, die Sonnenfinsternis, das Meer, die Insel usw.

Er sorgt für eine Fernbildung seines Kindes in Mathematik, Naturkunde, Geografie, Folklore. Dabei orientiert sich Wangenheim als erfahrener Methodiker genau am Alter seiner «Schülerin», sein spielerischer Unterricht zwingt zum Nachdenken und ist dennoch nie belehrend.

«Meine liebste Elotschka, mein Sternchen, ich schicke Dir vier Zeichnungen mit essbaren Pilzen. Ich wusste selbst nicht, dass sie alle geniessbar sind. Ich kannte nur die Butterpilze. Nun stellt sich heraus, dass man all diese Pilze essen kann, solange sie jung sind. Erst später, wenn sich innen schwarzer Staub gebildet hat, werden sie giftig und man darf sie nicht mehr essen. Hast Du mir in dem Päckchen Deine Zeichnung von einem Pilz mitgeschickt? Hast Du es nicht vergessen? Und hast Du Dir ein kleines Album angelegt? Sind alle meine Bilder angekommen – zehn Pilze und sieben Möwen? Die Möwen fliegen im Herbst von hier fort, aber in diesem Jahr sind ein paar von ihnen immer noch da. Dafür ist unsere Lazarett-Möwe offenbar schon weg, denn sie kommt uns nicht mehr besuchen. Im Sommer kam sie jeden Tag zum Frühstück, zum Mittag und zum Nachmittagstee an unser Fenster geflogen. Wenn das Fenster geschlossen war,

hat sie so lange mit dem Schnabel gegen die Scheibe geklopft, bis ihr aufgemacht wurde. Während wir das Fenster öffneten, flog sie aufs Nachbardach und kam erst danach zum offenen Fenster zurück. Wenn sie zu lange auf dem Fensterbrett sass und niemand von uns ihr etwas zu fressen gab, begann sie zu kreischen. Möwen schreien sehr laut und unangenehm, so als wären sie am Verzweifeln. Das hört sich fast an wie Kindergeschrei. Wir haben sie mit Brot gefüttert und mit unseren Mittagresten. Mit besonderer Gier stürzte sie sich auf die Fischabfälle. Sie hat gleich ganze Stücke verschlungen. Versuch doch auch mal eine Möwe zu malen und schicke sie mir. Sag Mama bitte, dass ich wissen will, wie viel ihr beide wiegt. Schreib Du es mir. Gib Mama einen dicken Kuss. Und grüsse Korn. Petr, von mir. Ich schicke Dir viele tausend Küsse.

Ich habe Dich sehr, sehr lieb. Dein Papa.» (24.9.1934)

«Mein geliebtes Töchterchen! Ich schicke Dir zwei Pilze, die ich selbst nie gesehen habe: den Gemeinen Weiss-Täubling – einen harten, vertrocknet aussehenden Pilz, der aber geniessbar ist, und den Trüffel. Letzterer wächst unter der Erde, zeigt sich nie an der Oberfläche, und man sucht ihn mithilfe von Schweinen. Die Schweine wühlen mit ihren Rüsseln in der Erde, finden die Pilze, und der Mensch schnappt sie ihnen vor der Nase weg. Einen solchen Trüffel-Pilz habe ich als Ganzen gemalt, den anderen in zwei Hälften, im Anschnitt ist er fast weiss. Schreib mir unbedingt, wie viele Pilze Du insgesamt von mir bekommen hast. Mit denen von heute habe ich Dir 30 geschickt. Schreib

mir, mein Liebes! Und gib unserer geliebten Mama ein Küsschen. Tausend heisse und innige Küsse. Ich habe Dich sehr lieb. Dein Papa.» (31.10.1934)

«Mein liebes Sternchen! Danke für Deine Briefe, ich habe sie alle bekommen. Schade, dass die Zeichnungen zurückgekommen sind. Lege sie am besten mit in die Briefe. Dein Regenbogen hat mir besonders gut gefallen. Und wie fandest Du die neuen Rätsel? Hat Ritotschka wenigstens eins davon erraten? Hörst Du die Kindersendungen im Radio? Gestern habe ich die Geschichte vom Kälbchen ‚Ryshik‘ gehört und mich gefragt, ob Du sie vielleicht auch gerade hörst. Schreib mir, was Du so hörst. Und vergisst Du auch nicht, Dich um unsere liebe Mama zu kümmern? Gib ihr ein Küsschen von mir. Tausend Küsse von Deinem Papa.» (8.2.1935)

«Elotschka, mein liebstes Sternchen! Ich habe Deine Briefe erhalten, den kurzen und den langen, die Du mit Tinte geschrieben hast. Ich war ganz überrascht, wie schön sie geschrieben sind. Ich hätte nicht gedacht, dass Du solche Fortschritte machst. Schreib mir öfter. Kannst Du meine Briefe auch schon selbst lesen oder liest Mama sie noch vor? Ich habe Kater Deine Grüsse übermittelt und er bedankt sich sehr, denn Deine Grüsse haben sein Leben um einiges verbessert. Es war nämlich so, dass ich ihn eine Weile in der alten Wohnung lassen musste, während ich in die neue umgezogen bin. Gleich nachdem ich Deinen Brief mit dem Gruss für ihn bekommen habe, bin ich dort hin und habe ihn zu mir geholt. Offenbar hat man

ihn nicht gut behandelt, er war sehr verängstigt. Hier bei mir ist er selig und wieder der Alte, ganz zutraulich. In der neuen Wohnung fängt er besonders gern Mäuse. Ich schicke Dir ein zweites Beispiel von Fallschirmen bei Pflanzen. Du bist sicher schon bei Mama. Gib ihr einen Kuss von mir. Viele tausend Küsse von Deinem Papa.» (3.11.1936)

Pawel Florenski¹⁰, ein Geistlicher, Philosoph und Mithäftling Wangenheims in Solowki, schrieb an seine Familie:

«Hier bei uns hat jemand für seine Tochter ein Herbarium aus Blättern zusammengestellt, damit sie rechnen lernt (...) er hat das Herbarium mit Namen und biologischen Angaben versehen. Es wäre gut, wenn Tika und Anja so etwas in mehreren Exemplaren herstellen und an Schulen verteilen würden.»

Aus dem Nachwort von Eleonore Wangenheim zu ihrem Buch *Ein Name ist zurück. Alexej Feodossjewitsch Wangenheim*:

«Zum Zeitpunkt der Verhaftung meines Vaters war ich keine vier Jahre alt, daher habe ich nur einzelne Episoden unseres Familienlebens gegenwärtig. (...) Dass seine Briefe erhalten geblieben sind, ist das grosse Verdienst meiner Mutter. Meine Erinnerung daran geht bis in die früheste Kindheit zurück. Wenn die Briefe kamen, las Mutter sie vor, natürlich nur die an mich gerichteten Zeilen. Dann wurden sie gut versteckt.

Bis 1956, als in dem Rehabilitierungsbescheid die Formulierung nach dem Tode' gebraucht wurde, hatte meine Mutter

gehofft, dass Vater lebt und auf seine Rückkehr gewartet. (...) Wenn ich etwas nicht richtig machte, sagte sie: ‚Warte nur, bis Vater zurückkommt, dann wirst du dich dafür schämen.‘ Mich an Vater zu messen, wurde zu meiner Lebensmaxime. Er legte den Grundstein für meine Erziehung zu einer guten Staatsbürgerin, die meine Mutter dann fortführte. In einem seiner Briefe schrieb er ihr: ‚Möge unsere Tochter später mit der gleichen Hingabe arbeiten, wie wir es getan haben. Gib meine Begeisterung an sie weiter.‘ Ich hoffe, dass ich wenigstens diesen Teil seines Wunsches erfüllt habe.›

*

Eleonora Wangenheim (1930-2012) studierte Geologie an der Moskauer Universität, promovierte und arbeitete an der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Ihr Spezialgebiet war die Paläontologie, sie untersuchte Fundstücke von Säugetieren und war eine namhafte Mammut-Forscherin.

Michail Bodrow
«Dein Papa, ein unverbesserlicher Trotzkiist.»

Michail Antonowitsch Bodrow wurde 1902 als Sohn eines Bauern geboren, diente in der Roten Armee, ging 1923 nach Moskau und arbeitete dort bis 1928 als Hilfsarbeiter in einer Art Konsumgenossenschaft. 1924 heiratete er Vera Utkina aus dem Nachbardorf und holte sie zu sich in die Stadt. 1925 wurde ihre Tochter Tamara geboren, 1927 der Sohn Anatoli. Bodrows Ehe hielt nicht lange, die Familie fiel bereits 1929 auseinander. Seine Frau erzählte den Kindern kaum etwas über ihren Vater, verschwieg, dass er politisch verfolgt wurde, und sagte, er sei ertrunken. Womöglich tat sie es aus konspirativen Gründen, denn Bodrows Briefen ist zu entnehmen, dass seine Frau ihn 1934 in der Verbannung in Kasachstan besuchte, was die Kinder allerdings nie erfuhren. Seine Tochter erinnerte, dass die Mutter ihn als einen «sehr anständigen Menschen» beschrieb und führte folgende Episode an: Zu Beginn ihrer Ehe hatten die beiden in Moskau keine Wohnung, sie konnten nur «ein Bett mieten». Als die Genossenschaft ihm und seiner schwangeren Frau ein Zimmer anbot, lehnte er es zugunsten eines Freundes ab, der schon zwei Kinder hatte. Erst später erhielten sie dann ein Zimmer im Zentrum der Stadt.

Michail Bodrow war 1920 in die Kommunistische Partei eingetreten, 1927 wurde er als Anhänger der Trotzkiistischen Opposition wieder ausgeschlossen. In seinem Fall traf die An-

schuldigung tatsächlich zu, denn Bodrow war ein überzeugter Trotzkiist. Als er im Juni 1929 nach seiner Verhaftung das Standardformular ausfüllen musste, schrieb er: *«Ich stehe voll und ganz hinter der Opposition, halte sie in der heutigen Situation für zwingend notwendig und werde mich weiterhin daran beteiligen. Die Politik der RKP(b) halte ich für falsch. Über meine tatsächliche Rolle, meine Aktivitäten und meine Verbindungen innerhalb der Organisation verweigere ich die Aussage.»*

In einem seiner Briefe aus der Haft, die der NKWD beschlagnahmt hatte, ist zu lesen: *«Mit diesem verhassten Regime verbindet mich nichts, nur mein unbändiger Hass und mein unerbittlicher Kampf dagegen.»*

Als Bodrow 1935 ein weiteres Mal verhaftet wurde, fand man in seiner Wohnung folgendes von ihm verfasste Flugblatt:

1. Das heutige Stalin-Regime hat nichts gemein mit einer Diktatur des Proletariats, d.h. mit einer Arbeitermacht. Es herrscht keine Arbeitermacht, sondern die uneingeschränkte Diktatur einer Beamtenoligarchie, deren Terrorregime das der Zarenzeit noch übertrifft und sogar schlimmer ist als die in Deutschland und Italien herrschenden Regime.
2. Der Arbeiter wird in Russland politisch unterdrückt und ökonomisch ausgebeutet. Materiell ist er nicht nur schlechter gestellt als jeder westeuropäische Arbeitslose, sondern noch schlechter als ein chinesischer Tagelöhner.
3. Alles, was heute als ‚Sozialismus‘ bezeichnet wird, ist nichts als Lug und Trug.

4. Das Kolchos-Abenteuer hat die gesamte Dorfstruktur zerstört.
5. Im ganzen Land herrscht absolute Willkür. Die Gefängnisse, Verbannungsorte und Konzentrationslager sind überfüllt mit Hunderttausenden Unschuldiger.
6. Der Regierungsapparat schwelgt im Überfluss, die Masse der Arbeiter und Bauern hingegen leidet an Unterernährung und Schwerstarbeit.
7. Ob in der Stadt oder auf dem Land, in Fabriken, Kolchosen oder Sowchosen – überall ähneln die Arbeitsmethoden jenen der Leibeigenschaft (...)

Michail Bodrow war im trotzkistischen Untergrund sehr aktiv. So war er während Trotzki's Verbannung nach Alma-Ata in Kasachstan mehrere Monate lang einer seiner geheimen Kuriere. Trotzki schrieb später darüber: «Ich verschickte aus Alma-Ata ungefähr 800 politische Depeschen, darunter ein paar grössere Arbeiten. Ausserdem habe ich ca. 650 Telegramme abgesetzt. Ich erhielt über 1'000 politische Briefe, kürzere und längere, ungefähr 700 Telegramme, meist kollektive. All das unter den Bedingungen der Verbannung. Darüber hinaus bekam ich aus Moskau per Kurier acht oder neun Sendungen mit geheimen Unterlagen; und ebenso viele habe ich verschickt. Durch diese Geheimpost aus Moskau war ich immer auf dem Laufenden und konnte mit geringer Verzögerung auf die wichtigsten Ereignisse reagieren.»

Im *Bulletin der Opposition* aus den Dreissigerjahren findet sich ein Eintrag über Michail Bodrow:

«Arbeiter aus Moskau, kämpfte im Bürgerkrieg auf Seiten der Roten Armee, Bolschewik und Leninist. Anfang 1928, nach Trotzki's Verbannung nach Alma-Ata, wurde Gen. Bodrow von

der Organisation nach Alma-Ata geschickt, um Trotzki's Verbindung mit Moskau aufzubauen. Er verkleidete sich als Bauer, liess sich einen Bart wachsen, besorgte sich die nötigen Papiere, schaffte sich Pferd und Wagen an und fuhr als Kutscher zwischen Alma-Ata und der nächstgelegenen Bahnstation (Frunse, ca. 200 Werst entfernt) hin und her. Unter äusserst schwierigen Bedingungen bewies Gen. Bodrow grosse Ausdauer, Gelassenheit und Geschicklichkeit. Er meisterte seine Aufgabe hervorragend und sicherte dadurch in einer besonders schwierigen Phase Trotzki's Verbindung mit Moskau. Nachdem er sich ungefähr ein Jahr gehalten hatte, wurde Gen. Bodrow zunächst wegen einer anderen ‚Sache‘ verhaftet, im Zuge dessen aber auch als Kutscher ‚entlarvt‘. Gen. Bodrow verbrachte mehrere Monate in verschiedenen Gefängnissen und wurde dann verbannt. Nach erneuter Verhaftung sass er weitere drei Jahre (...) Derzeit lebt er in der Verbannung, andere Informationen besagen, dass er in ein Konzentrationslager deportiert wurde.»

1928 war Bodrows letztes Jahr in Freiheit und wohl auch sein glücklichstes. Kaum nach Moskau zurückgekehrt, wurde er im Juni 1929 verhaftet. Bei der Haussuchung fand man zwei Trotzki-Fotos, Lenins «Testament»¹¹ und weitere Untergrundliteratur. Bodrow wurde nach Tscheljabinsk in einen sogenannten Politisolator gebracht-ein Sondergefängnis für Oppositionelle, wie es sie bis Mitte der Dreissigerjahre gab (die Häftlinge hatten hier diverse Vergünstigungen, sie durften z.B. schreiben, lesen und miteinander in Kontakt treten). In den folgenden Jahren (1930, 1933 und 1935) wurde Bodrow erneut wegen «konterrevolutionärer trotzkistischer Tätigkeit» verurteilt.

Bei den Verhören verlangte man von ihm, dass er die Namen seiner Mitstreiter nennt und sich vom Trotzismus distanziert. Er gab dies vor, nannte aber keine Namen und war auch nicht bereit, den Trotzismus als antisowjetische Strömung anzusehen.

Aus dem Verhörprotokoll vom 14.6.1930:

«Ich versichere, dass ich mit keinem Anhänger der trotzkistischen Opposition Gespräche über eine Wiederaufnahme oder Fortsetzung meiner illegalen Tätigkeit geführt habe. Seit meiner Rückkehr aus dem Politisolator habe ich kein illegales trotzkistisches Material mehr erhalten, nichts dergleichen gelesen, und ich weiss auch nichts darüber. Die früheren Auffassungen und Aktivitäten der Opposition sind für mich nicht konterrevolutionär (...)»

Auszug aus dem Protokoll der Sonderkommission des NKWD vom 20.6.1935:

«Michail Bodrow wurde nach Semipalatinsk deportiert, wo er sich bis Ende 1934 aufhielt. Er arbeitete als Ökonom im Oblpotrebsagotkontor¹². Er führte regen Briefwechsel mit seinen trotzkistischen Genossen. Am 9. Januar 1935 wurde er vom UNKWD¹³ des Gebiets Ost-Kasachstan erneut verhaftet.

Er wurde nach §§ 58-10 und 58-11 des Strafgesetzbuches der Russischen Föderation wegen systematischer konterrevolutionärer Propaganda unter der Bevölkerung von Semipalatinsk angeklagt und beschuldigt, labile Kommunisten trotzkistisch beeinflusst, Geldsammlungen für die Kasse der gegenseitigen Hilfe durchgeführt und seine konterrevolutionären Schriften illegal nach Moskau geschickt zu haben.»

Das letzte Urteil lautete fünf Jahre Lagerhaft. Er wurde zunächst ins Karlag nach Kasachstan deportiert und später auf die Kolyma. Hier wurde er als «besonders gefährlich» eingestuft und nach Syrjanka verlegt, ein 90 Kilometer vom Polarkreis entferntes Sonderlager.

In der dokumentarischen Erzählung *Wird der alte Kommandant auferstehen?* von Wladimir Weichmann **gibt es folgende Passage über Bodrow:**

«Wo auch immer Michail Bodrow sich aufhielt, er war stets der Anstifter von Protestaktionen. In der Zwischenstation von Karaganda trat er gegen die Voreingenommenheit der Ermittler auf. Der Gefangenentransport nach Karaganda machte in Krasnojarsk Station und von dort wurde an den NKWD eine Protestresolution aller politischen Häftlinge geschickt, unterzeichnet von Bodrow. Auf dem Weg nach Wladiwostok erklärte Bodrow dem Gebietsstaatsanwalt, der die Gefangenen überreden wollte, sich mit dem Schiff ‚Kulu‘ weitertransportieren zu lassen: ‚Die gesamte Tätigkeit des NKWD ist eine einzige Provokation, sie wollen uns nur auf diesen Dampfer locken.‘»

Unter den politischen Häftlingen gab es viele Spitzel. Wladimir Weichmann zitiert den Bericht eines Informanten des Geheimdienstes:

«Quelle ‚Bremse‘

Entgegengenommen von: Iwanow

12/VI11936

Informantenbericht

Mit dem Schiff ‚Kulu‘ kamen Anführer konterrevolutionärer Aktionen – Trotzlisten, die sich Älteste nannten, obwohl sie we-

der ernannt noch gewählt waren, die wichtigsten Köpfe dieser konterrevolutionären Aktionen sind Bodrow, Baranowski, Sajanski, Martow. Während ihres Aufenthalts in der Quarantänestation des Sewwostlag haben die genannten Personen Trotzlisten um sich geschart, aber auch die übrigen Gefangenen agitiert und versucht, sie mit dem Argument auf ihre Seite zu ziehen, man hätte uns nur auf die Kolyma gebracht, um uns zu vernichten, weshalb wir nichts zu verlieren hätten und auch gegen die NKWD-Organen kämpfen müssten wie sie.»

Aus einer Rede Bodrows vor politischen Gefangenen:

«Ihr seht einfach nicht, Genossen, was vor eurer Nase passiert. Das ist keine Diktatur des Proletariats, sondern eine faschistisch-bonapartistische Diktatur. In der Partei hat es einen Thermidor gegeben. In der Partei vertritt niemand mehr den Leninismus, es gibt nur noch Beamte, die Stalins Befehle ausführen.»

Michail Bodrow war einer der Initiatoren des Hungerstreiks in der Quarantänestation von Magadan, an dem sich 204 trotzlistische Gefangene beteiligten. Sein Verhältnis zur Lagerleitung war selbstverständlich äusserst schlecht, ständig wurden er und seine Partnerin Anissja Stifanowa in Spitzelberichten erwähnt. Bodrow lehnte es ab zu arbeiten und bezeichnete den Versuch, sich in seine Privatangelegenheiten einzumischen, als «zynisch, ekelhaft und erpresserisch» und fügte hinzu: «Was die offene Drohung betrifft, mich wegen meiner Arbeitsverweigerung auf Strafration zu setzen, so ist das völlig sinnlos und lächerlich. Einem politischen Gefangenen, der seit 1929 unun-

terbrochen inhaftiert ist, mit einer Strafration zu ‚drohen‘, ist nicht gerade originell.»

Bodrow hielt an seinen Ansichten fest und entschloss sich in der hoffnungslosen Einöde von Syrjanka zu einer Verzweiflungstat: Als man ihn wegen seiner Arbeitsverweigerung auf die Wache bringen wollte, «fügte er sich mit einem Stück Rasierklinge am Hals einen Schnitt zu», wie es in seiner Akte heisst. Am Widerstand in Form eines Massenhungerstreiks der Trotzisten sowie weiteren Streikaktionen im Lager der Kolyma war Bodrow aktiv beteiligt.

Die Troika des NKWD von Dalstroj verurteilte Michail Bodrow am 14. September 1937 zum Tod durch Erschiessen.

Im Archiv von MEMORIAL liegen 25 Briefe von Michail Bodrow. 24 davon sind an seine Genossen der Opposition gerichtet, einer an den siebenjährigen Sohn Tolja.

«Meinem lieben Sohn Tolja! Ich schicke Dir dieses Heft, das ich bekommen habe, als ich schon im Gefängnis sass. Benutze es für Deine Schulaufgaben. Wenn es voll ist, heb es als Erinnerung daran auf, dass Dein Vater ungefähr fünf Jahre im Gefängnis gesessen hat. Wenn wir beide uns dann wiedersehen, kann ich anhand der Aufzeichnungen in diesem Heft Deine schulischen Anfänge nachvollziehen. Lerne genauso eifrig wie Deine Schwester Tamarotschka. Ich sende Dir viele Küsse. Dein Papa, ein unverbesserlicher Trotzist. Semipalatinsk, Verbannungs-ort» (5.10.1934)

Diesen Brief hat sein Sohn nie lesen können, denn Bodrows Briefe wurden vom NKWD beschlagnahmt. Bodrow hatte sicher versucht, sie seiner Frau bei ihrem Besuch in Kasachstan

mitzugeben, aber sie landeten in seiner Akte und wurden erst 1995 von MEMORIAL-Mitarbeitern darin gefunden.

*

Michail Bodrows Sohn Anatoli wurde Ingenieur und starb in den Sechzigerjahren. Seine Tochter Tamara war Stenotypistin, ging freiwillig an die Front und arbeitete im Armeestab. Später war sie in der sowjetischen Handelsvertretung in Bukarest und im Aussenhandel tätig. Sie hielt ihren Vater für einen aufrechten Kommunisten. Sie starb 1995. Ihre Tochter, Bodrows Enkelin, Larissa Obanitschewa, lebt in Paris. Sie gab den Mitarbeitern von MEMORIAL Auskunft über die Familie Bodrow und stellte die Fotos aus seiner Untersuchungsakte für dieses Buch zur Verfügung.

Jewgeni Jablokow
«Ich glaube an unsere Kinder.»

Jewgeni Iwanowitsch Jablokow war Biologiedozent am Pädagogischen Institut von Rjasan, bevor er im Januar 1938 vom NKWD verhaftet und zu acht Jahren Lagerhaft verurteilt wurde. Im März 1944 starb er an Unterernährung. 294 seiner Briefe und Postkarten aus verschiedenen Lagern des Gebiets Archangelsk sind noch erhalten. Jablokows Tochter Irina war zum Zeitpunkt seiner Verhaftung fünfzehn Jahre alt, sein Sohn Juri war zwölf.

Aus den Erinnerungen von Juri Jablokow:

«Es ist vor allem das Verdienst meiner Mutter Nina Iwanowna Jablokowa (1894-1984), der Ehefrau und treuen Gefährtin unseres Vaters, dass seine Briefe erhalten geblieben sind. Nach ihrem Umzug von Rjasan nach Moskau Mitte der Sechzigerjahre ordnete ich die Briefe und bewahrte sie auf, aber erst ab 2004 kam ich dazu, sie zu entziffern und abzuschreiben. Die kleine Schrift, die an manchen Stellen verblasste Tinte, die verwischten Bleistifttexte, das besonders an den Falzstellen brüchige Papier – all das erforderte die Arbeit mit der Lupe; manche Texte musste ich zunächst einscannen und dann am Bildschirm vergrößern. Die Briefe meines Vaters geben eine Ahnung von dem Leid, das er völlig zu Unrecht ertragen musste.

Ich war es ihm schuldig, sie für seine Nachfahren aufzubewahren, und ich bin froh, dass ich es geschafft habe.»

Jewgeni Jablokow wurde 1887 in Rjasan in der Familie eines höheren Beamten geboren. Vor der Revolution studierte er zeitweise in St. Petersburg und im französischen Lyon, sein Diplom als Botaniklehrer erhielt er von der Moskauer Universität. Nach der Oktoberrevolution zog er zu seinem kranken Vater nach Rjasan zurück und arbeitete dort an einer Landwirtschaftsschule. 1921 heiratete er eine Krankenschwester-die beiden kannten sich schon seit ihrer Kindheit.

Zwei Jahre später wurde ihre Tochter Irina geboren, 1925 ihr Sohn Juri. Schon bald bekam Jewgeni Jablokow eine Dozentenstelle am Pädagogischen Institut von Rjasan. Für Januar 1938 war die Verteidigung seiner Dissertation angesetzt, doch kurz vorher, in der Nacht zum 10. Januar, wurde er abgeholt.

Der Verhaftung war ein Konflikt mit dem Institutsdirektor vorausgegangen, der Jablokow entlassen hatte, um einen Vertrauten auf dessen Stelle zu setzen. Er wurde zwar auf Beschluss des Kommissariats für Volksbildung wieder eingestellt, der Konflikt war damit aber nicht beigelegt. Im Vernehmungsprotokoll vom 20. Januar 1938 wird Jablokow zitiert: *«Ich betrachte die Vorgänge der letzten zwei Monate am Pädagogischen Institut als eine ungerechtfertigte Hetzjagd auf meine Person, und meine Festnahme als eine direkte Folge davon.»*

Aus den Erinnerungen von Juri Jablokow:

«Schon im November hatten Freunde meinem Vater geraten, Rjasan unverzüglich zu verlassen. Er hat eine solche Entscheidung offenbar auch erwogen, denn es kamen Stellenangebote per Post, als er bereits inhaftiert war (u.a. vom Botanischen Garten in Moskau), aber er wollte unbedingt abwarten, bis man ihn nach der ungerechtfertigten Kündigung wieder einstellte. Ob ihn eine Abreise vor der Verhaftung bewahrt hätte, ist schwer zu sagen.»

Es ist sehr gut möglich, dass die Intrigen am Institut die Ursache waren, offiziell wurde die Anklage aber mit Jablokows Beteiligung an einer konterrevolutionären Verschwörung begründet, die allerdings vom NKWD selbst erfunden worden war. Sein Sohn konnte die Akte später einsehen: «Aus der Anklageschrift geht hervor, dass mein Vater angeblich an einer konterrevolutionären Verschwörung beteiligt war (§§ 58-10, 58-11), was die Aussagen anderer Angeklagter bewiesen hätten (...) Er selbst hat sich als nicht schuldig bekannt.»

Aus den Erinnerungen von Juri Jablokow:

Mein Vater hat letztlich nie verstanden, welcher Verschwörung er angehört haben soll. Das geht aus seinen Eingaben an die Staatsanwaltschaft ebenso hervor wie aus den Gesprächen mit seiner Frau, die ihn vom 26. bis 28. Juli 1938 besuchen durfte. Den Verhörprotokollen lässt sich nur entnehmen, dass er sich dagegen verwahrt hat, wenn aus seinen Vorlesungen über die Erbanlagen von Pflanzen falsch zitiert wurde. Physische Folter wurde bei meinem Vater nicht angewandt, es sei denn, man rechnet die Verweigerung des Toilettengangs dazu (was für

Menschen wie meinen Vater durchaus eine Art Folter war). Sein Untersuchungsführer setzte eher auf eine «vertrauensvolle Beziehung» und überredete ihn, Blankounterschriften zu leisten, was angeblich die Verhöre verkürzen würde, wobei er ihm versprach, alles genau so zu notieren, «wie es gesagt worden ist». Alle einsehbaren Unterlagen aus seiner Akte belegen, dass mein Vater niemanden verleumdet hat. Wenn er Personen nennen sollte, mit denen er in Kontakt war, dann zählte er nur die Kollegen vom Institut auf, mit denen er zwangsläufig zu tun hatte, Freunde und Verwandte liess er unerwähnt. (...) In den Verhörprotokollen, die ich einsehen konnte, fand ich keinerlei Begründung für eine Anklage, aber man hat mir nicht die gesamte Akte gezeigt, weil es eine «Gemeinschaftsakte» war. Von sechs Verhörprotokollen trägt nur eins zweifelsfrei die Unterschrift meines Vaters.

Nach der Untersuchungshaft wurde Jewgeni Jablow ins Straflager deportiert, und bereits von unterwegs schrieb er die ersten Briefe nach Hause, wobei er einzelne Abschnitte oder auch ganze Briefe direkt an seine Frau, die Tochter oder den Sohn adressierte.

An seine Frau Nina: «Ich glaube an unsere Kinder; Irusja ist ein so liebes, gutes Mädchen, sie hat einen wunderbaren Charakter und grosse Fähigkeiten; und Jurik – ich glaube an seine Fähigkeiten und dass die guten Seiten in ihm die Oberhand gewinnen. Ich werde ihnen schreiben; ich kann nur auf einen Gedankenaustausch mit ihnen hoffen und darauf, dass ich ihnen eine

Hilfe sein werde; sie (die Briefe – Anm. d. Red) müssen nur rechtzeitig ankommen, damit ich inzwischen nicht zu alt werde.» (28.06.1938).

An Juri: «Ich habe geträumt, dass ich entlassen werde, und habe mir vorgestellt, wie wir beide angeln gehen; ich habe hier (...) von ganz neuen Fangmethoden gehört. Und dann habe ich noch geträumt, dass wir beide im Haushalt helfen und uns mit Mama und Irussja abwechseln – mindestens zweimal in der Woche werden wir anstelle von Mama Mittag kochen, einkaufen gehen (...)»

An Irina: «Du mein Augensterne, mein Töchterchen, ich danke Dir, dass Du Dir beim Lernen in der Schule und im Musikunterricht so viel Mühe gibst – als ich noch zu Hause in Rjasan war, habe ich mir immer vorgestellt, wie ich alles mitlesen werde, was Du gerade in Naturkunde und Geografie lernst, und wie ich Dir erzählen werde, was ich darüber weiss, um Dir zu helfen.»

An Juri: «Sei immer fröhlich, mein Lieber, und sei ein guter Junge (...) Liebe deine Mutter und Irussja – d.h. tue ihnen Gutes. (...) Ich kann mich erinnern, dass Du als kleines Kind besonders zärtlich warst; in Dir ist die Fähigkeit zu lieben also angelegt, und es kommt nur darauf an, sie auch auszudrücken, indem Du anderen Gutes tust.»

An Irina: «Ich gratuliere Dir zum Abschluss der Grundschule, zumal einem so guten, und ich freue mich für Dich, dass Du ein

Buch von Schtschedrin bekommen hast, auch wenn er etwas schwer zu lesen ist, aber versuch es, ich würde ihn so gern mit Dir zusammen lesen.»

An Irina: «Geografie ist dennoch etwas Nützliches. Befasse Dich damit, Du wirst es nicht bereuen; lerne Geografiebücher zu lesen, leih sie Dir in der Bibliothek aus; vielleicht findest Du folgende Autoren: 1) Nossilow (klein und schmal); 2) Netschajew ‚Auf dem Land und auf dem Meer‘; 3) Krubert, Grigorjewa ‚Geografie‘ (mehrere dicke Bücher). Oder andere, neuere Ausgaben.»

An Juri: «Mein lieber, lieber Junge. Hab Dank für deine Karte und das Versprechen, ‚Näheres im nächsten Brief‘ zu schreiben. An der Karte habe ich gesehen, wie sorgfältig Du schreibst (...) Sehr schön. Ich bin froh, dass das Jahr für Dich mit guten Noten begonnen hat.»

An Irina: «Ich bin ja so froh, dass meine ‚Päckchen‘ mit den getrockneten Pflanzen angekommen sind.»

An Irina: «Wir sind einmal mit dem Dampfer die Pinega entlanggefahren und haben etwas sehr Seltenes beobachtet; ich habe immer vergessen, es Dir und Jura zu beschreiben: Ein Hase lief, vom Wasser her, auf das steile Ufer zu; wahrscheinlich hatte er etwas getrunken; plötzlich war über ihm eine Eule, sie hatte schon ihre Füße mit den Krallen ausgestreckt und schlug direkt über dem Hasen mit den Flügeln; der bemerkte sie, setzte sich

auf die Hinterbeine und wedelte heftig mit den Vorpfoten, um sie zu vertreiben; das Ganze wäre schlecht ausgegangen, doch da stiess der Dampfer einen Pfiff aus, wahrscheinlich um die Eule aufzuscheuchen, und sie flog auch erschrocken davon; der Hase rannte schnell den Hang hinauf (...) Das alles passierte in einer einzigen Minute, es zu beschreiben, braucht so lange.»

An Irina: «Neulich hatte ich die Idee, Dir und Jura vorzuschlagen, dass wir eine Erzählung schreiben über den Angriff der Eule auf den Hasen, wie ich ihn in meinem Brief geschildert habe. Lasst es uns zu dritt machen: Du, Jura und ich, jeder schreibt eine Erzählung, und die schicken wir an die Zeitschrift ‚Der junge Naturforscher‘ (...) Wir machen einen Wettbewerb daraus, und die Redaktion ist unsere Jury.»

An Juri: «Mein lieber Sohn, mein Jura – Deine Karte habe ich bekommen; auf den Brief werde ich warten. Gestern habe ich Ira brieflich nach Deinem Aufsatz gefragt, und heute erfahre ich von Dir, dass er gut war, aber ich würde gern mehr darüber wissen, auch wie Deine Wandzeitung geworden ist – etwas ausführlicher, etwas konkreter und mit Beispielen.»

An Irina: «Es freut mich sehr, dass Du in der Schule und im Musikunterricht so erfolgreich bist und dass Dir die exakten Wissenschaften gefallen – Physik, Chemie, Mathematik (...) Bei meinen Büchern, in der Küche oder im Bücherschrank, müssten folgende Ausgaben stehen: ‚Spannende Physik‘ von Pereimann

und ‚Chemische Experimentes das Buch von Lassar/Koka ‚Die Chemie im Alltag‘ müsste auch dabei sein; versuch sie zu lesen, wenn Du die Bücher findest und die Zeit dafür.»

An Juri: «Zwölf Jahre! Das ist schon sehr viel; nun beginnt das bewusste Leben, das sich in den nächsten zwölf Jahren noch weiter entfalten wird, und wenn Du dann 24 bist, denkst Du: Jetzt ist das Leben vorbei, und ich habe nichts geschafft; das geht fast allen Menschen so (...) Darum solltest Du vor allem Folgendes tun: lernen – die einzelnen Schulabschnitte nacheinander abarbeiten: Grundschule, Oberschule und Hochschule; nicht träumen, sondern umsetzen, was Du Dir vorgenommen hast, aber nur das wirklich Notwendige, nichts Versponnenes. Und darum wünsche ich Dir, mein geliebter Junge, dass Du Erfolg hast in den nächsten zwölf Jahren in alledem: bei der Aneignung von Wissen, im Begreifen und Erspüren des Lebens, in seiner Umsetzung (der Fähigkeit, das Notwendige zu erfüllen) (...) Womöglich habe ich das zu langatmig und kompliziert ausgedrückt; dann (...) lies es einfach mehrmals.»

An Irina: «Ich habe den Wunsch, meine Gedanken, zumindest die halbwegs guten, mit Euch zu teilen, mit Dir und mit Jura. Vielleicht sind sie gar nicht bedeutsam oder lassen sich nicht gut vermitteln und erschliessen; aber einige davon scheinen doch gut zu sein und sind vor allem wichtig; die will ich dann unbedingt mit Euch teilen.»

An Irina: «Eigentlich ist das Leben wunderschön; aber es gibt darin sehr viel Grausames; wie lässt sich dieser Widerspruch lösen? Das ist gar nicht nötig; man muss nur verstehen, dass der Widerspruch ein Wesensmerkmal des Lebens und unserer Welt ist; man muss glauben; jeder Mensch spürt irgendwann, dass das Leben wunderschön ist, und glaubt daran. In der Tat, nur der Glaube, der Glaube an das Gute kann vor dem Verzagen retten, vor der schwindenden Lebenskraft.»

An Jablokows Briefen beeindruckt die Offenheit, mit der er über das Leben im Lager schreibt. Natürlich ist es nicht die ganze «Wahrheit des Lagers», weil er mit der Zensur rechnen musste und seine Frau und die Kinder auch schonen wollte, aber dennoch erzählt er von der schweren Arbeit beim Flößen und Holzfällen, vom ungenießbaren Essen, dem Zusammenleben mit den Kriminellen, von Krankheit, Hunger, Kälte und Unterernährung.

«Jura, mein geliebter Sohn. Heute bin ich 51 Jahre alt geworden. (...)

Ich bin um 5 Uhr früh aufgestanden, eine Stunde vor dem Wecken. Die Sonne ging auf, obwohl es eigentlich keine Nacht gegeben hatte; die ganze Nacht über war es hell gewesen. Ich liebe den Morgen sehr; und je früher, desto schöner ist er offenbar (...) Ich stehe zeitiger auf, um mich nicht beeilen zu müssen, denn hier muss alles immer schnell gehen; ich will nicht nur kurz frühstücken, sondern auch reichlich Tee trinken – Mama schickt mir so viel davon, dass ich ihn dreimal am Tag zubereiten kann; ich stehe zeitiger auf, um Eure Briefe noch

einmal lesen zu können, die älteren und die neuen; ich lese sie und habe sofort Lust, Euch zu schreiben, aber dafür reicht dann die Zeit nicht mehr; manchmal schaffe ich es, eine Karte zu schreiben: die schreibe ich immer morgens, Briefe am Abend oder nachts (...) (...) Morgens um 7 Uhr treten wir an und dann geht jede Brigade zu der Arbeit, für die sie eingeteilt wurde. Wir, unsere Brigade (ich bin jetzt in der neuen von ‚Woronin‘), gehen zum Flößen, zur Einbindestätte in der Pinegamündung. Unser Lager liegt direkt an der nördlichen Dwina; mit den Staken laufen wir ungefähr einen halben Kilometer an ihrem Ufer entlang zur Pinegamündung; dort werden wir zum anderen Ufer übergesetzt, mit einer Barkasse; aber im Moment ist die Pinega, ihre rechte Seite, zu seicht geworden, und wir müssen sie ein Stück durchwaten, das Wasser geht uns nicht mal bis zu den Knien; dann geht es auf der ‚Balkenschwimmsperre‘ weiter; als ‚Balkenschwimmsperre‘ bezeichnet man eine schwimmende Begrenzung aus drei miteinander verbundenen Baumstämmen; sie zieht sich an der Stelle ungefähr hundert Meter quer durch den Fluss, dann ein paar Hundert Meter parallel zum Ufer, wodurch ein ganzes System aus Kanälen und ‚Taschen‘ entsteht, die dann in die Einbindestätte münden, wo die Flösse zusammengebunden werden. Damit das alles verständlicher wird, zeichne ich es auf: (Zeichnung S. B9)

Erklärung zur Zeichnung:

- 1) Rechts ist die ‚mechanische Einbindestätte‘ – d.h. ein Mechanismus, der elektrisch betrieben wird und die heran-

schwimmenden Stämme zu einer ‚Tafel‘ zusammenschiebt und sie mit Drahtseilen zu einem Floss verbindet (es sind etwa 150-400 Stämme, je nach Grösse)

- 2) Alle Linien in der Zeichnung muss man sich auf der Wasseroberfläche des Flusses denken; eine der Einbindestätten ist an der Pinega, zwei weitere sind an der nördlichen Dwina. Männer habe ich keine gezeichnet, aber sie stehen überall mit ihren Staken.
 - a) An der Einbindestätte – in einer Bude, auf der Plattform,
 - b) auf allen Brücken, an den Toren – die Brücken sind immer seitwärts angebracht.
- 3) Die Stämme schwimmen mit der Strömung, zunächst ungeordnet; je näher sie zur Einbindestätte kommen, desto mehr richten sie sich quer zum Kanal aus, schieben sich zusammen und bewegen sich dicht gedrängt weiter.
- 4) In den ‚Taschen‘ sind unterschiedliche Sorten von Holz (geordnet nach Holzart, Stärke, Bestimmungsart).
- 5) Die Männer müssen die ungeordnete Masse der Baumstämme ‚auseinanderbrechen‘, d.h. sie zwingen sie in eine bestimmte Richtung, schieben sie zum Sortieren, d.h. in die Kanäle und ‚Taschen‘, bis hin zur Einbindestätte.

(...)

Die Sortieranlage habe ich sehr verkürzt dargestellt; tatsächlich sind es sehr viel mehr ‚Taschen‘ – bis zu dreizehn, je nach Menge der Holzarten; ausserdem musst Du Dir vorstellen, dass sich vor dem Sortieren eine Menge ungeordnetes Holz ansam-

melt: es füllt die sogenannte allgemeine Tasche'. Das Ganze heisst ‚Balkensperre‘; wenn sich Holz ansammelt, das von einem der Zuflüsse kommt, dann werden die Stämme auch von Schwimmsperren aufgehalten; ein Teil schiebt sich übereinander, sie können sich nicht weiter bewegen; diesen Stau nennt man ‚Holzstau‘, und der muss als Erstes ‚auseinandergebrochen‘, also aufgelöst werden, d.h. man muss einen Teil der Stämme wegziehen, dann bewegen sich die anderen von allein weiter, und wenn sie durch das ‚Haupttor‘ dirigiert wurden, schwimmen sie durch die Sortieranlage; die Männer ziehen sie zurecht und dirigieren sie in die richtige Richtung. Und dort, beim ‚Auseinanderbrechen und Durchlassen arbeite ich, direkt am Haupttor.

Auch an dem Morgen, den ich beschreiben will, sind wir zur Arbeit an die Pinega gegangen; am Ufer lagen zwei Boote; in einem sass ein Angler, da habe ich zum ersten Mal einen Lachs gesehen, sie hatten einen gefangen, 70-80 cm gross, er war silbern und gesprenkelt. Um auf den Schwimmsperren laufen zu können, muss man die Schuhe ausziehen; Mama hatte mir zum Glück einen Tag zuvor Unterhosen geschickt (schwarze), und so bin ich, nur in Hemd und Unterhose, zum Boot gegangen; bis zu diesem Tag hatte ich immer zwei warme Hosen übereinander getragen, in denen ich schlief und arbeitete. Nur so konnte ich sie mir erhalten; das ist jetzt besser geworden, es verschwinden kaum noch Sachen.

Hier ist es genauso heiss wie bei Euch. Ihr beide habt mich gefragt: ‚Ist bei Euch das gleiche Wetter wie bei uns?‘ Ich glaube, ja. Den Briefen und Zeitungen nach zu urteilen, ist es das glei-

che; wir waren so an das wechselhafte Wetter im Juni, an die Kälte gewöhnt, dass uns die Hitze im Juli unglaublich und für die Gegend untypisch erschien; aber die Einheimischen sagen, dass Juli und August hier schöne Sommermonate seien. Mal sehen, wie es mit dem Wetter weitergeht. Gestern hat es geregnet; wir waren bei der Arbeit im Nu durchnässt, denn man kann sich nirgendwo unterstellen; aber kurz darauf waren wir wieder trocken, denn ich arbeite in der Frühschicht, also bei Sonnenschein; insgesamt gibt es drei Schichten – von Mitternacht bis acht; von acht bis vier; von vier bis Mitternacht. Drei Gruppen arbeiten schichtweise rund um die Uhr. Auch ich muss in anderen Schichten arbeiten, alle zehn Tage wechseln sie; nachts ist es ja so hell wie am Tag.

Das Boot fährt immer bis an die Schwimmsperre der Sortieranlage; alle 40 Männer, die in der Barkasse sitzen, steigen aus und gehen über diese schwimmenden Paneels und Stege an ihre Plätze. Solange der Schichtwechsel läuft, kann man eine rauchen; danach beginnt die Arbeit, und die gesamten acht Stunden über fließt ununterbrochen die Strömung, schwimmen die Baumstämme, stossen die Männer sie mit ihren Staken, mal mit der Spitze, mal mit dem Haken, je nachdem; man kommt nicht mal zum Rauchen, Pausen sind keine vorgesehen; es passiert manchmal, dass das Holz nicht weiterschwimmt; dann geht ein Teil der Männer zum ‚Auseinanderbrechen‘ und die anderen können sich kurz ausruhen. Die Sonne brennt, Baden ist während der Arbeit verboten; aber manchmal stolpert jemand, fällt ins Wasser und klettert, zufrieden mit dem kurzen

Bad, wieder raus; die Sonne verbrennt uns fast; wer unvorsichtig ist und ohne Kleidung arbeitet, holt sich einen Sonnenbrand; manche haben richtige Blasen, als hätte man sie mit kochendem Wasser verbrüht. Ich war vorsichtig, arbeitete in Unterwäsche, zwar ohne Schuhe, aber mit Strümpfen.

(...)

Manchmal, nicht jeden Tag, fliegt ein Flugzeug vorüber. Jeden Tag kommen schöne weisse Passagierschiffe die Dwina entlang. Oh, diese Dampfer, wie gern würde ich damit fahren (...) Es kommen auch kleine Schlepper vorbei, die für ihre Grösse viel zu lange Flösse hinter sich herziehen.

Am Ufer, durch das Dickicht nicht zu sehen, dafür aber gut zu hören, bellt ‚Laika‘ stundenlang auf ein Eichhörnchen ein; es heisst, er bellt bis in die Nacht und hört erst auf, wenn man ihn wegbringt; wie unsere Bekki, die in Dawydowka immer einen Baum angebellt hat, Du Erinnerst Dich bestimmt. Also ist auch sie in der Lage, Eichhörnchen zu jagen?

Wenn man acht Stunden hintereinander im Wasser steht, wird man sehr müde – vom Halten der Flossstange sind die Hände geschwollen, man kann sie kaum noch zur Faust ballen und die Stange umfassen. Ein Körper hat viele Gelenke, und jedes dieser Gelenke schmerzt, wenn es bewegt wird, zum Beispiel, wenn man nach der Arbeit auf die Pritsche klettert (...) Aber wir achten nicht darauf.

Die Flösserei ist von der Regierung zum Schwerpunkt erklärt worden, und diese Arbeit ist für die Region Archangelsk und das

ganze Land von ebensolcher Bedeutung wie der Weissmeer-Kanal oder der Moskau-Wolga-Kanal. Wenn unser Lager die Arbeitsnorm übererfüllt und mit dem Flößen bis zum 25.8. fertig ist, wie von der Regierung vorgegeben, dann werden viele Häftlinge Vergünstigungen bekommen.

(...)

Gestern war eine Vollversammlung der Häftlinge aus Anlass des Stachanow-Monats im Flößen, der am 15. Juli begonnen hat; gleich in den ersten fünf Tagen war die Arbeit besser geworden. Gestern wurde die Verpflichtung übernommen, die Flössarbeiten zu beschleunigen und nicht erst am 25.8., sondern bereits am 15.8. zu beenden. Die Männer arbeiten schon sehr gut, sie haben aber versprochen, sich noch zu verbessern; es wäre schön, wenn wir alles fristgerecht schaffen: Viele bekämen die versprochene Haftverkürzung und weitere Vergünstigungen. Schade, dass ich weniger Kraft habe als die Jungen und nicht mit ihnen mithalten kann.

Die Arbeit selbst verlangt gar nicht so viel Kraft, keine anstrengenden Bewegungen; man muss nur die Stämme mit der Flossstange geschickt drehen und schieben, denn sie dürfen ja nicht stecken bleiben, müssen sich quer in die Kanalarme legen.

Wenn das Wetter schön ist und man bei der Hitze die Möglichkeit hat, den Fuss kurz einzutauchen oder sich Wasser auf den Kopf zu spritzen, dann arbeitet es sich dort ganz gut; man muss nur sehr aufmerksam und geschickt sein, und ohne Pause wird man bald müde. Aber das Ziel ist anspruchsvoll, die Arbeit wichtig und die versprochene Auszeichnung toll, zumindest für die besten und stärksten der Arbeiter.

Mein lieber Junge, ich beende den Brief jetzt. Wie peinlich, dass er so lang geraten ist. (...) Noch immer dein ‚Pip‘ – nur etwas alt geworden.» (24.7.1938)

«Ihr meine Allerliebsten, Irinotschka und Jurik. (...) Ich freue mich für Euch über den Frühling, die Wärme und die gute Luft. Auch bei uns ist die erste Pflanze aufgeblüht – ein kleiner Strauch namens ‚Seidelbast‘ (Daphne mezereum) – Ihr könnt darüber in Zingers «Spannender Botanik‘ nachlesen.

Wie ich Euch schon schrieb, arbeite ich weiter als Holzfäller – wir roden Wurzeln und Stubben, verbrennen sie, (...) das Wetter ist seit drei Tagen schön, vorher war es immer kalt; noch immer ziehen Gänse, Kraniche und Schwäne vorbei.

Die Stämme und das Holz werden über den Abschnitt, in dem gearbeitet wurde, weiterhin mit dem «Schlittern gezogen, obwohl kein Schnee mehr liegt; über die Erde zieht man ihn so: (BildS. B9)

Meine Lieben, diese Briefkarte zählt nicht, ich schreibe sie nur, um Euch schnell zu antworten; am nächsten freien Tag schreibe ich einen Brief, obwohl Ihr ja ausser dem einen (den ich am 11.4. geschrieben habe) noch einen Brief (vom 9.5.) und jeder eine Karte vom 12.5. bekommen habt; ich schreibe Euch, um mich für den Brief zu bedanken, für das Päckchen, für Eure Erfolge und dafür, dass Ihr meine Allerliebsten seid. Euer Papa, Jewgeni Jablokow» (17.5.1939)

«Ich möchte, dass Du, dass Ihr Euch vorstellen könnt, wie der Ort beschaffen ist, an dem ich hier bin; rundherum (genauer gesagt ,im Quadrats denn so ist er gerodet) – ist Wald, Wald aus Tannen und Espen, ergänzt durch Birken und Kiefern; die Tannen sind nicht sehr alt; die Espen sind dick und hoch, die Kiefern dagegen lang und dünn (...) Im Wald ist es feucht, es gibt viele Preiselbeeren, Heidelbeeren im Moos, und Himbeeren soll es massenhaft geben (...) Auf der Erde liegen viele abgestorbene Bäume, ihre Stämme sind mit Moos bedeckt; eine Schneise führt auf die Chaussee zum ‚Verladeplatz‘, d.h. zur Strasse, auf der die Autos von Njandoma nach Kargopol fahren; die andere führt zum Dorf und zum See (...) Der Verladeplatz ist die Stelle, an der Menschen und Material für den Transport verladen werden, und zwar von Autos auf Pferdefuhrwerke; von Njandoma bis zum Verladeplatz sind es ca. 24 Kilometer, von dort bis zu unserem Lager ca. 4 Kilometer. Das Lager befindet sich in diesem gerodeten Quadrat; ausserhalb der ‚Zone‘ mit den Baracken für die Häftlinge stehen die Häuser für die Freien und für die Verwaltung, ferner gehört ein landwirtschaftlicher Teil dazu mit einem Gewächshaus, mit Frühbeeten, die mit Glas abgedeckt sind, mit Gemüsespeichern, drei Pferdeställen, einer Veterinärstation, einer Schmiede, einem Kuh- und einem Schweinestall und einer Fläche, die als Gemüsegarten genutzt werden soll. (...)

Im Lager gibt es eine sogenannte Intelligenzschicht; das sind diejenigen, die im Büro oder im Bereich Kultur und Erziehung arbeiten, die Arbeitsanweiser, die Leiter der Wirtschaftsabteilungen, das medizinische Personal usw. Sie sind sauberer ge-

kleidet, tragen ‚eigene Sachen‘; ihr Leben ist leichter. Der grösste Teil der Häftlinge aber arbeitet ‚in der Produktion‘ (Baumfällern, Flössen, Landwirtschaft ...), sie beschmutzen ihre Häftlingskleidung, denn sie müssen den ganzen Tag darin arbeiten. Hier habe ich begriffen, was physische Arbeit bedeutet: zwölf Stunden in der Produktion; Essen nur vor und nach der Arbeit; erschöpft von alledem will man nur noch schlafen; und das ist auch schon alles – Muskelarbeit, Essen, Schlaf; ein rein physisches Leben ... denn wenn man von den verbleibenden zwölf Stunden die Zeit abzieht, die man für den Weg zur Arbeit und zurück braucht, für die Vorbereitung auf das Essen und das Essen selbst, den Abwasch des Geschirrs, die eigene Morgen- und Abend-,Toilette‘, für das Trocknen der nassen Schuhe, für die Banja, den Kiosk usw., dann bleibt so wenig Zeit übrig, dass einfach dazuliegen und Gesprächen zu lauschen oder Zeitungen zu lesen gleich Schlafdefizit bedeutet; vor lauter Erschöpfung schafft man es kaum zu lesen, zu schreiben oder nur zu dösen. Im Lager und in unserer Siedlung gibt es auch eine weibliche Bevölkerung. Zum einen die ‚Mamis‘, so nennt man hier die jungen Frauen, die Kinder haben, auch Säuglinge, deren Geschrei zu hören ist, wenn man an ihrer Baracke vorbeigeht; zum anderen die ‚Damen‘ – das sind jene Frauen, die sich kleiden wie in der Stadt, Pelzmäntel tragen, oft sogar teure, und die überhaupt schöne Sachen haben. Was sie in ihrem früheren Leben waren, weiss ich nicht; ich weiss nur, dass unter ihnen Buchhalterinnen sind, Lehrerinnen usw. Insofern ist die Bevölkerung unseres Lagerpunktes – ‚ungefähr tausend Personen‘ –

sehr bunt zusammengesetzt, bunt aber auch in dem, was sie tut und wie sie aussieht, und sie macht insgesamt einen intelligenten Eindruck, besonders bei den ‚Konzerten‘ und sonstigen Unterhaltungsabenden, aber auch in der Kantine! In der Strafkolonie war das anders; dort gab es nur Arbeiter und viele Kleinkriminelle, hier sind die meisten Häftlinge ‚politische‘; dort waren auch reichlich Schwerverbrecher, die sogenannten ‚Urki‘; das ist ein draufgängerisches, freches, gewitztes, grobes, fluchendes, saufendes und sich prügelndes Völkchen, das in der Kolonie den Ton angibt. Sie brauchen tatsächlich eine «Erziehung durch Arbeit», denn in Freiheit waren sie eher arbeitsscheu; aber sie schaffen es auch im Lager, sich vor der Arbeit zu drücken, denn sie haben keine Angst vor einer Bestrafung, und ihren Unterhalt verdienen sie mit Stehlen und Kartenspielen. Das lässt den Alltag hier so anders aussehen als in der Strafkolonie; und darum lebt es sich auch leichter, es gibt hier offenbar sehr viele gute Menschen! Ich kenne einige durch meine Brigade – Bauern, Arbeiter, kleine Angestellte. (...)» (20.5.1939)

«Juri, mein geliebter Sohn, ich freue mich für Dich, dass die Exkursion so gut verlaufen ist! Nach Deinen Beschreibungen hat mir vor allem gefallen, dass sie so gut organisiert war. Die hervorragende Planung, der geregelte Tagesablauf, und wie vernünftig, dass sie für Dich eine Ausnahme gemacht haben, als Du ins Theater wolltest. Das ist alles wunderbar.

Ich danke Dir, dass Du mir am Tag der Abreise geschrieben hast und gleich nach Deiner Rückkehr nochmals. Aber ich hoffte, da-

mit erschöpft sich Deine Beschreibung nicht. Wirst Du in Deinen nächsten Briefen daran denken, auch wenn neue Ereignisse sich ,in den Vordergrund Schiebern? Ich sage mal, was mich interessiert: Was habt Ihr gekauft für den Arbeitskreis, wofür habt Ihr es verwendet? Was für Gedanken hattest Du im Planetarium? Und in der Tretjakow-Galerie, im Museum der Schönen Künste? Im ,Blauen Vogel'? Es wird Dir nicht schwerfallen, das alles zu beschreiben, denn Ihr tauscht Euch jetzt sicherlich viel darüber aus. Ach, wie gern möchte ich alles wissen über Euer Treffen. (...) Gerade bescheinen mich die Strahlen der aufgehenden Sonne, sie lugt über den Vorhang am Fenster; der Vorhang ist bunt wie ein Sarafan¹⁴. Einen solchen gibt es nur in unserer Hälfte der Baracke. Fast alle schlafen noch – da kann ich sie in Ruhe betrachten und Dir beschreiben.

Hier ein Grundriss von unserem Zimmer (...) (Grundriss S. Bio)

Das Licht kommt durch die wenigen Fenster von zwei Seiten. Bei uns ist es sauber; auf den Pritschen liegen Baumwolldecken und Bettzeug. Der Massstab ist zu klein, darum sind die Schachbretter nicht zu sehen, die nach den gestrigen Spielen noch auf den Tischen liegen, und die Teekessel mit heissem Wasser. Ich habe schon Tee getrunken, dazu Brot, Butter und die Strömlinge aus der Büchse, die Ihr mir geschickt habt, die Fische habe ich jetzt erst probiert, sie schmecken sehr gut.

Meine Nacht war gut, allerdings habe ich nicht geschlafen, son-

dern ‚gelebt‘ – ich habe Euch Briefe geschrieben (...)

Hier wird im Moment viel Schach gespielt, ein richtiges Turnier; daran nehmen siebzehn Mann aus unserer Baracke teil. Ich spiele auch mit; mittelmässig zwar, aber unter die ersten zehn, die in die letzte Runde kommen, werde ich es wohl schaffen; das Endergebnis teile ich Dir in vier Wochen mit.

In dem Schränkchen, das über meinem Bett hängt, habe ich mein Essgeschirr, Bücher, einen Napf, einen Becher, ein Glas, eine Blechdose mit Zucker, gedörrtes Brot, Butter ... ein ganzer ‚Hausstand‘ inzwischen, der aus dem Nichts entstanden ist.

(...)

Ich arbeite nach wie vor in einem Büro, das aber für einige Zeit in ein anderes Gebäude umgezogen ist. Der Tisch steht mit der Schmalseite zum Fenster; an ihm sitzen wir zu viert; das Fenster habe ich mit grünen Zweigen und Birkenkätzchen geschmückt. Draussen ist Schnee und Matsch, heute tobt ein Schneesturm, allerdings mehr aus Graupeln, wie es sich gehört für eine Übergangszeit, ob Herbst oder Frühling. Ich habe gerade Deine letzten beiden Briefe wiedergelesen, zum wiederholten Mal (...) und sie sind immer wieder interessant. Du hast von Myschka geschrieben, dass sie bald Junge bekommt (...) Von dem Tag, an dem Du mir geschrieben hast (4. März), bis zu dem Tag, an dem Du diesen Brief bekommst, werden schon wieder zwei Monate vergangen sein, dann sind die Kätzchen schon ziemlich gross. Wahrscheinlich wird Myschka für sie ständig ein neues Versteck suchen, weil sie es so gewohnt ist; und die Menschen,

also Ihr, werden sich in das Geschehen einmischen; aber wer weiss, was besser ist. Die Katze folgt einem Instinkt, den schon ihre Vorfahren entwickelt haben, und vielleicht ist der ja richtig und weise? Ihr schreibt selten von Bekki. Nur Mama hat mal etwas Nettes über sie berichtet (...) dass sie ihr nicht von der Seite weicht. Reagiert Bekki denn irgendwie, wenn ihr sie fragt: ‚Wo ist Papa?’

Früher, als ich noch zu den Aussenarbeiten eingesetzt war und Baumstämme zersägen musste, hatte ich immer wieder den Wunsch, sie mit Dir oder Nina zu sägen oder allein, mit einer Bügelsäge. Ich schreibe das nur, um Dir eine Vorstellung davon zu geben, was einzelne Sätze Deines Briefes für Gedanken bei mir auslösen, dass jeder Satz neue Gedanken und Wünsche weckt.

Wahrscheinlich kann Tante Lida jetzt wieder über den Fluss zu Euch kommen; und ich ahne, wie interessiert und vergnügt sie Deinen und Irussjas Erzählungen über die Exkursion zuhört. Bestell ihr einen lieben Gruss von mir (...)

Ich danke Euch sehr für die Bücher und die Exemplare von Wissenschaft und Lebern, die mit dem letzten Paket (vom 30. März) kamen. Ich habe es ungefähr am 10. bekommen, die Bücher noch später, ungefähr am 20., sie sind so lange geprüft worden. Wunderbare Artikel sind in den Zeitschriften. Was liest Du gerade? Auch etwas anderes als Erzählungen?

Ich danke Euch für alles, was Ihr mir geschickt habt. Nur das Dörrfleisch war mit grünem Schimmel bedeckt, aber ich habe es erfolgreich gesäubert und mit Vergnügen gegessen. Ich

weiss schon, was Du und Irussja für mich gekauft habt – vielen Dank, Ihr Lieben (...) ich nehme an, dass das nächste Paket entweder Ende Mai oder Anfang Juni kommen wird.

Dann also auf Wiedersehen, mein lieber Sohn.

Dein Papa Jewgeni.»

(Nacht, 27.-28.4.1940)

«Mein lieber Juri!

Ich verstehe Dich, verstehe Deine Briefe; vor allem die Sätze, in denen Deine Gefühle zum Ausdruck kommen: dass Du auf meine Briefe wartest, dass Du Dich mit Irina gut verträgst, dass Verotschka so wunderbare Briefe schreibt (...)

Hier ist Winter, er hat schon sehr früh begonnen, am 25. Oktober, seit mehr als zehn Tagen ist es schön, ein milder Winter, ohne Kälte und Schneestürme. Vielleicht wäre der Schnee auch hier etwas zu nass zum Skifahren; natürlich fährt niemand aus dem Lager Ski, dennoch beschwerten sich alle über den tiefen und nassen Schnee im Wald. Es gibt kaum Hasen, aber die freien Waldarbeiter haben eine Bärenhöhle entdeckt: sie warten mit der Jagd, bis der Schnee noch höher liegt, damit der Bär nicht weglaufen kann. Die Tage müssten ab jetzt wieder etwas länger werden, es ist sehr dunkel. Lesen oder Schreiben geht ohne Licht nur zwischen 9.30 Uhr und 15.30 Uhr, also 6 Stunden; die restliche Zeit herrscht Dämmerung und Nacht. Die Arbeit beginnt um 8 Uhr und endet um 5 Uhr nachmittags, da ist es schon dunkel und der schmale Pfad zur Baracke ist kaum zu sehen.

Ira schrieb mir, dass Du sie mit selbst gebackenen Blintschiki verwöhnt hast, als sie krank war, und ihr einen Film nacherzählt hast (es war wohl die ‚Musikalische Geschichte⁵). Das hat mich sehr beeindruckt, weil es wahrscheinlich nicht so oft vorkommt und Du es nur wegen ihrer Krankheit gemacht hast, aber auch, weil es die wünschenswerteste Haltung eines Bruders zu seiner Schwester ist, die man nie erzwingen könnte, wenn sie nicht von allein entstanden wäre, an die man sich aber unbedingt ‚klammern‘ sollte, wenn sie da war und natürlich von beiden als angenehm empfunden wurde; und wenn ich Euch wünsche, dass sich das wiederholt, dann ist das ein Wunsch, den Du selbst eigentlich auch hast. Du musst nur diese schöne Erfahrung in Erinnerung behalten und den starken Willen zu einer solchen Haltung ausprägen: das ist ein genauso spannendes Ziel wie ein Sieg in jedem anderen Kampf; und genau darin liegt das Glück. So ist es immer im Leben.

In unserer Baracke steht das Radio jetzt auf dem Regal über dem Tisch, fünf Schritte von meinem Bett. Das sieht sogar ganz hübsch aus, und ich kann jetzt alle Sendungen gut hören; in unserer Barackenhälfte wird es morgens angestellt (kannst Du unten an der Seite den Schalter erkennen?), genau um 7 Uhr – mit den Morgennachrichten; ich stehe dann sofort auf; die anderen bleiben noch 20 Minuten liegen, bis zur Gymnastik, die aber niemand mitmacht (im Gefängnis haben sie alle gemacht).

Auf dem Tisch stehen Aschenbecher, eine Spülschüssel – alles aus Konservendosen hergestellt, auch euren Dosen.

Sogar das Tintenfass (...) Jeden Abend wird weiterhin Schach gespielt, mit neugierigem Publikum (...)

Unser Lager wächst weiter – gerade wird eilig noch eine Baracke gebaut für die bald eintreffenden Kriegsinvaliden.»

(22.12.1940)

Aus Briefen an seine Frau Nina:

«Über die Bedingungen hier liesse sich viel schreiben, ich mag aber nicht. Am schwersten zu ertragen sind die Kriminellen um mich herum mit ihren obszönen Flüchen, ihrer Rücksichtslosigkeit, ihrer physischen und moralischen Verrohung (...) Das ist die eigentliche Strafe: nicht die schwere Arbeit, nicht die materiellen Umstände, die Kriminellen sind es, die uns belasten – die Diebstähle, das wüste Gefluche, ihre Frechheit und dazu die Tatsache, dass die Wachoffiziere sie besser behandeln als die politischen Gefangenen.»

(...)

«Die Arbeit geht über meine Kräfte – vor allem das Tragen der nassen, manchmal sehr schweren Schwellen zu zweit. Ob es mir gelingen wird, zu einer anderen Arbeit zu wechseln, weiss ich nicht. Es ist nicht unmöglich, aber die Auswahl ist hier sehr begrenzt; es gibt keine Werkstätten; die politischen Gefangenen werden nur für die Aussenarbeiten eingesetzt.»

«Ich beschreibe mal, wie ich mich ernähre. Der heutige Speiseplan: morgens um fünf das ‚Frühstück‘: Vorspeise – Fischsuppe (aber fast ohne Fisch), Hauptgang – Linsen; das ‚Mittag‘- (oder

Abend-) Essen gibt es um halb sechs – es besteht aus Kohlsuppe, Linsen und Makkaroni.»

«Jeden Tag, schon in der Morgendämmerung, gehen wir zur Arbeit in den Wald. Die politischen Gefangenen arbeiten fast alle beim ‚Baumfällen‘ (...) nur zwei Brigaden, darunter auch meine, sind zum ‚Entrinden der Schwellern eingeteilt, d.h. wir entfernen mit dem Bandhobel die Rinde von den Schwellern; das ist nicht schwierig, aber die Schwellen sind sehr schwer, besonders wenn wir sie auf die Böcke hieven und zu den Holzstapeln bringen müssen (...) Das alles geschieht an der Bahnstrecke, die durch den Wald führt (...) Über ihre Schwellen laufen wir auch zur Arbeit; der Wald ist feucht (...) Zurück gehen wir in der Abenddämmerung; die Baracken erreichen wir erst, wenn es ganz dunkel ist; der erste Weg führt in die Kantine, wo wir uns den Teller dicker Hafersuppe holen; von halb sechs Uhr abends bis morgens um halb fünf sind wir in den Baracken (...) Zur Nacht hin, wenn die Öfen geheizt sind, wird es darin ausreichend warm; ich habe einen günstigen Platz – näher zum Ofen hin und nicht so dicht am Fenster. Nur die Wanzen und Ratten.»

«Ich will nicht klagen; ich werde schon irgendwie weiterleben, trotz Hunger und schwindender Kräfte (...) Oh, was gäben wir für ein Schwarzbrot!»

In der ersten Zeit schrieb Jewgeni Jablokow fast täglich, doch später waren nur noch drei Briefe im Monat erlaubt, dann einer

monatlich und ab 1943 ein Brief in drei Monaten. Die Briefe wurden zurückgehalten, gingen angeblich verloren, ganze Päckchen wurden geschwärzt. Jablokow gelang es, einen Teil seiner Briefe durch freie Arbeiter an der Lagerleitung vorbeizuschmuggeln, was seine Offenheit erklärt. In einem der Briefe von 1943 heisst es: *«Die Zahl der Briefe wurde wieder auf einen im Monat begrenzt, aber auch hier gibt es gute Menschen, sehr gute sogar (...)*»

Im Sommer 1939 verbesserten sich die Bedingungen für ihn, als er einer Brigade zugeteilt wurde, die Waldbeeren sammeln musste. Ab Mitte November arbeitete er als Statistiker und durfte in die «technische Baracke» umziehen. Zum engeren Kreis seiner Bekannten unter den Häftlingen gehörten auch mehrere deportierte Westukrainer (*«es sind Leute reiferen Alters (...) Was für ein Glück – kein Geflüche mehr»*). Er beteiligte sich an einem Laienzirkel und versuchte sogar wissenschaftlich zu arbeiten – er züchtete auf dem Fensterbrett Reis-Rispen. Jablokow verstand nicht, warum seine Fähigkeiten als qualifizierter Botaniker im Lager nicht genutzt wurden: *«Selbst, wenn ich zeitweise kein politisches Vertrauen geniesse und von der Gesellschaft isoliert worden bin, so könnte ich doch irgendwo meiner Qualifikation entsprechend arbeiten, was ich äusserst gewissenhaft tun würde und womit ich auch mehr von Nutzen wäre.»*

Ab Januar 1941 wurde Jablokow als Helfer auf der Krankenstation eingesetzt, doch auch diese Tätigkeit wurde für ihn bald zu schwer, zumal die Haftbedingungen durch den Krieg insgesamt deutlich schlechter waren. Es herrschte Hunger. Jablokows Hoffnung, seine Familie noch einmal wiederzusehen, schwand mit jedem Tag mehr. *«Ich habe begonnen, an das*

Schicksal zu glauben' – dass ich nicht nach Hause zurückkehren werde, bevor ich mich geändert habe, das heisst: bevor ich klüger, gütiger und willensstärker geworden bin (...)»

Ab 1943 war Jewgeni Jablokow arbeitsunfähig und sollte als Invalide an einen Ort in der Nähe des Lagers gebracht werden.¹⁶ Während er auf den Transport wartete, schrieb er weiter lange Briefe nach Rjasan, die in der Familie immer wieder laut vorgelesen wurden. Zu Beginn seines Leidensweges hatte Jewgeni Jablokow seiner Frau die prophetischen Zeilen geschrieben: *«Mich hat ein Satz von Irinotschka sehr berührt, von dem mir Jura in einem Brief schrieb: ‚Schade, dass Papas Briefe aufgehört haben.‘»*

Seine Briefe hörten im März 1944 auf.

*

Sein Sohn Juri war Soldat im Zweiten Weltkrieg, studierte danach in Moskau Hydrologie und arbeitete in verschiedenen Projektierungsbüros der Wasserwirtschaft. Er war u.a. als Chefhydrologe beteiligt am Projekt der Umleitung sibirischer Flüsse nach Mittelasien. Er lebt in Iwantejewka bei Moskau.

Seine Tochter Irina (1923-2014) absolvierte eine Ausbildung in Elektrochemie und arbeitete in der Forschung, vor allem für die Weltraumtechnologie.

Viktor Lunjow
**«Und mein Märchen endet da.
Dein Dich liebender Papa»**

Viktor Jewgenjewitsch Lunjow wurde 1909 in einer Familie von Berufsrevolutionären geboren. Seine Eltern, Jelena Mittelstein und Jewgeni Lunjow, hatten sich in der Verbannung im Gebiet Wologda kennengelernt und 1907 dort geheiratet. Während der Oktoberrevolution 1917 lebte die Familie in Petrograd, später zog man wegen der Erkrankung des Vaters nach Odessa um, wo dieser 1920 an Tuberkulose starb. Die Mutter zog mit dem Sohn nach Moskau und arbeitete als Erzieherin in verschiedenen Kinderheimen.

Aus Viktor Lunjows Autobiografie von 1969:

«Von 1923 bis 1926 ging ich zur Schule, dann studierte ich bis 1930 am Plechanow-Institut Volkswirtschaft. Es folgte ein Volontariat im Ministerium für Buntmetallurgie, das ich abbrechen musste, da ich als Leiter der Destillationsabteilung in ein Zinkwerk im Nordkaukasus geschickt wurde. 1934 kam ich zurück nach Moskau und arbeitete ein Jahr lang als Ingenieur im Ministerium für Buntmetallurgie. Mein Buch *Methoden der Verarbeitung von Zinnkerzen und ihrer Abfallprodukte* erschien 1935. Im gleichen Jahr wurde ich Abteilungsleiter (und später Produktionsleiter) des Kupferwerks von Karabasch im Ural.»

Bereits vor dem Studium heiratete Lunjow seine Mitschülerin Alexandra Padutschewa, 1935 wurde ihre Tochter Jelena geboren.

Lunjow war schon 1927 ins Visier des NKWD geraten, als er sich gemeinsam mit Kommilitonen für den Trotzismus begeisterte – man las illegale Schriften, kritisierte die «Generallinie der Partei», kam aber zunächst mit einem Ausschluss aus dem Komsomol davon. Um «seine Schuld zu sühnen» und «das Vertrauen zurückzugewinnen» musste der 17-jährige Oppositionelle zwei Jahre lang in einem Produktionsbetrieb arbeiten. Er benahm sich dort vorbildlich, engagierte sich politisch, wurde wieder in den Komsomol aufgenommen und bekam sogar eine Empfehlung für den Eintritt in die Kommunistische Partei.

Der Makel eines Trotzisten aber blieb an ihm haften. Daran wurde Lunjow 1935 im Kupferwerk von Karabasch im Ural erinnert. Zwei Seiten eines von ihm verfassten Thesenpapiers sind erhalten geblieben, in denen er sich vor der Parteigruppe des Betriebs wegen seines Fehlverhaltens hatte erklären und seine Treue zur Partei beteuern müssen. [Abkürzungen und Interpunktion entsprechen dem Original]:

«Für den Auftritt in der Parteiversammlung am 2.2.35

(...) Meine Zugehörigkeit – Ausschi, aus KSM wegen ähnl. Ansichten (Schwanken) – Wachsamkeit (...) Schwärmerei für Romantik – Bearbeitung. Rechtz. Abkehr. (...) Moskau, 5. Schule, 23-25 polit. Kämpfe in Schule. Bolschewiki, Menschewiki, Sozis. Aus Untergrund – zu Hausherrn. Verhaftungen der Menschewiki. Romantik. Politerziehung. Lehren des Oktober und Geschichte der KP (b) von Sinowjew.

(...) Illegale trotzkistische Literatur: 1) geheime innerpart. Dokumente 2) Bulletin – lauf. Ereignisse 3) Plattform des Kom-somol. Bei Milman gelesen. Resultat der «Bearbeitung» – Schwanken.

(...) Aufbau Sozialismus in einem Land – Verbindung mit nation. Fragen (Kinderträume). Bauernfrage – nicht verstanden. Viel polit. Material – womöglich darin verheddert.

(...) Innerpart. Demokratie. Angelhaken für Intelligenzler. Gute Lehre (...)

Im September 1936 wurde Lunjow verhaftet, der Verbindung zu Trozisten beschuldigt, zu zehn Jahren Lagerhaft verurteilt und ins Norillag deportiert – ein vom NKWD betriebenes Lager und Industriekombinat im sibirischen Norilsk. Hier, hinter dem Polarkreis, wurden qualifizierte Ingenieure benötigt und Lunjow zum Produktionsleiter im Kombinat ernannt.

Sein Mithäftling, der Schriftsteller Sergej Snegow, widmete ihm in seinen Memoiren ein paar Seiten.

Aus den Erinnerungen von Sergej Snegow:

«(...) Viktor hatte zwei erfreuliche Eigenschaften. Er besaß eine ausgeprägte, wohlklingende Baritonstimme. Und er konnte massenhaft alte Romanzen und Lieder. Er selbst sagte bescheiden über sich: ‚Ich habe einen ganzen Waggon voller Romanzen im Kopf und einen kleinen Leiterwagen dazu (...)’

Einmal schlug er mir vor:

‚Du kennst so viele Gedichte auswendig, Sergej. Lass uns einen Wettstreit veranstalten, wer mehr kennt – du Gedichte oder ich Romanzen.‘»

So entstanden unsere Abendkonzerte. Wir begannen mit Puschkins Gedichten und den Romanzen zu seinen Versen. Bald schwante mir, dass ich den Wettstreit verlieren würde: Viktor kannte weit mehr Romanzen als ich Gedichte. Als er zu einem Gedicht vier Romanzen von vier verschiedenen Komponisten sang, sagte ich empört:

„Du schummelst, Viktor. So haben wir nicht gewettet, vier Romanzen zum selben Gedicht!“

Worauf er kühl entgegnete:

„Wir haben aber auch nicht ausgemacht, dass zu jedem Gedicht nur eine Romanze gesungen wird. Ich muss Punkte sammeln. Du kommst bald mit Pasternak und Mandelstam oder Gumiljow und Kusmin. Zu deren Gedichten kenne ich keine Romanzen.“

Unser Wettstreit ging über drei Abende – ich war schon bei Tjutschew und Nekrassow angelangt, während Viktor noch immer Vertonungen von Puschkin und Lermontow sang (...)

Aus einem Gespräch mit Jelena Padutschewa:

«Ich weiss noch, dass Grossmutter jemandem erzählte, Viktor sei wegen seiner Witze verhaftet worden. Alle wussten, dass er ein Witzbold, ein Spassvogel und ein lebenslustiger Mensch war. In ihrem Haus wurde viel über Politik gestritten. Mama erzählte, sie habe einmal zu ihm gesagt: «Entweder ich oder Trotzki!» Diesen Satz habe ich mir gemerkt. Es war wohl eine heftige Szene, Mama wollte sogar weglaufen, aber Vater versteckte ihre Schuhe, woraufhin sie aus Wut seine Uhr nahm und aus dem Fenster warf. Aber die Uhr fiel ins Fensterkreuz und blieb daran hängen. Beide waren sehr geistreiche, starke Persönlichkeiten. Mutter erzählte von ihrer Idee, sich gegensei-

tig 20 Kopeken zu zahlen für jeden gelungenen Witz. Ich glaube, es gab reichlich witzige, aber auch heftige und durchaus kritische Momente in ihrem Leben.»

Zum Zeitpunkt der Verhaftung von Lunjow war die Ehe bereits gescheitert. Von einem möglichen Briefwechsel mit seiner früheren Frau sind keine Briefe erhalten, aber ein wundervolles kleines Büchlein, das Lunjow im Lager für seine Tochter Jelena anfertigte. Es enthält ein von ihm selbst verfasstes Märchen in Versform, das ein befreundeter Künstler und Mithäftling illustriert hat. Der Umschlag ist als Postkarte gestaltet.

(Abbildungen des Büchleins auf den Seiten B13-B15)

An dem grauen Nordmeer sehen
Wir am Flüsschen Jenissej
Eine Stadt im Nebel stehen,
Ohne Kirche und Moschee.

Sind im Winter ohne Sonne,
Doch im Juli scheint sie brav –
Tag und Nacht strahlt sie voll Wonne,
Stört die Menschen dann im Schlaf.

Im Dezember wird gefroren.
Schneegeköber weit und breit.
Kriecht in Nasen und in Ohren,
Wirbelt durch die Dunkelheit.

Ist dann Stille eingezogen,
Frost klirrt und im vollen Lauf,
Wird ein Schlitten flink gezogen,
Dampf steigt von dem Rentier auf.

Der Polarfuchs ist gekommen,
Mutig, weil er hungrig ist.
Hat den Weg zum Müll genommen,
Wo er Essensreste frisst.

Weisser Pelz, auf allen vieren,
Nicht sehr mutig, aber stark.
Mischka-Bär geht gern spazieren,
Hält sich fern von jeder Stadt.

Schwarzer Himmel ohne Sterne,
Eisig die Polarnacht schweigt,
Als sich schwebend in der Ferne
Uns ein grünes Lichtband zeigt.

Wo Polarlicht uns begleitet
Silberhell durch dieses Land,
Glänzt als Teppich ausgebreitet
Weisser Schnee wie weicher Samt.

Eis und Kälte kann besiegen,
Auch wenn Schneesturm wütend fegt,
Wer im Herzen jung geblieben,
Und wer Wathosen trägt.

Vor dem Frost und auch vor Stürmen
Können wir hier sicher sein.
Soll der Nordpol ruhig zürnen,
Warm heizt uns der Ofen ein.

Lampen, heller als die Sterne,
Strahlen hier in jedem Haus,
Und elektrische Laternen
Leuchten auch den Nordpol aus.

Rennst zur Arbeit früh am Morgen,
Kommst nach Haus vor Kälte starr,
Nun vergiss schnell alle Sorgen!
Wo bist du, mein Samowar?

Will an China-Tee mich laben,
Träum von meinem Samowar.
Seh im Schlaf den Frühlingsabend,
Rot wie Seide glänzt Dein Haar.

Die Familie kommt zusammen,
Trifft ganz nah am Kreml sich –
Oma, Tochter und die Mama,
Dabei fehle nur noch ich.

Wo die roten Türme stehen,
Strahlen Sterne ohne Mond.
Dort, wo meine Träume wehen,
Dort, wo auch Aljonka wohnt.

Steht das Flugzeug trotzig still,
Weil es nicht mehr fliegen will,
Kann der Postmann nicht mehr warten,
Lässt den Rentierschlitten starten.

Hat die Briefe nicht vergessen,
Schnell am Ofen Mittag essen,
Ist ihm endlich warm geworden,
Fährt er weiter durch den Norden.

Durch Sibiriens kalte Weiten
Auf vereisten Flüssen gleiten,
Rentier, Hunde und Motoren,
Keine Stunde wird verloren.

Schau – der Frühling ist gekommen,
Tauwetter hat nun begonnen.
Schiffe stehen schon am Start –
Geht mein Brief auf grosse Fahrt.

Steigt der Postmann von dem Schlitten,
Um den Kapitän zu bitten –
Ob er Platz für Briefe hat
Bis nach Moskau, in die Stadt.

Nummer 16. Haltet hier!
Post ist da – macht auf die Tür!
«Wohnt Aljonuschka noch hier?
Papa schickt ein Briefchen ihr.»

Soll den Brief Aljona geben,
Er erzählt von meinem Leben
Und von einer fernen Welt.
Lies den Brief, bis er zerfällt!

Schreib mir bald! Der Brief muss enden.
Will Dir viele Küsse senden.
Und mein Märchen endet da.
Dein Dich liebender Papa.¹⁷

Im Norillag war Lunjow bis Februar 1942 interniert, danach wurde er, wie er in seiner Autobiografie schreibt, «*vom Vorwurf des Trotzismus durch einen Beschluss des Militärkollegiums des Obersten Gerichts freigesprochen*». Lunjow blieb aber noch bis 1946 in Norilsk und arbeitete als Freiwilliger im gleichen Kombinat. Er heiratete ein zweites Mal und bekam eine weitere Tochter – Tanja. Frau und Tochter aus erster Ehe lebten in Moskau bei seiner Mutter Jelena Lunjowa-Mittelstein.

1946 zog Lunjow in den Osten von Kasachstan (nach Moskau und in andere Grossstädte durfte er nicht), wo er zunächst im Kupferkombinat von Irtysch als Abteilungsleiter arbeitete, später wurde er Chefingenieur der Forschungsabteilung des Kombinats von Leninogorsk (Republik Tatarstan).

Die allwissenden «Organe» hatten ihn aber nicht vergessen. 1950 wurde Lunjow erneut des Trotzismus angeklagt und zu zehn Jahren Lagerhaft verurteilt.

Mit seiner ersten Familie konnte er sich 1943 in Samarkand treffen, wohin sie evakuiert worden war. Diese Begegnung gehört zu den prägenden Kindheitserinnerungen seiner Tochter Jelena:

Aus einem Gespräch mit Jelena Padutschewa:

«Vater hatte mir eine Puppe gekauft. Wie Jean Valjean für Cosette¹⁸. Es war eine richtige Puppe, ich habe sie noch genau vor Augen. Bis dahin hatte ich mir Puppen aus Lappen und alten Laken gebastelt und ihnen Gesichter aufgemalt. Und nun eine richtige Puppe, die fast lebendig aussah. Für die damaligen Verhältnisse erschien sie geradezu ausserirdisch.»

Auch sein zweiter Besuch in Moskau blieb der Tochter lebhaft in Erinnerung.

«Er verkündete, Mama und Oma müssten sich von der Hausarbeit erholen und lud uns ins Restaurant ‚Der siebente Himmel‘ ein, das sich im siebenten Stock des Hotels ‚Moskau‘ befand. Ich war vorher nie in einem Restaurant gewesen und war es auch danach viele Jahre nicht. Das war etwas ganz Besonderes für uns, ein richtiges Fest.»

Bei dieser Gelegenheit liessen sie sich auch fotografieren – das Foto von Vater und Tochter ist erhalten geblieben.

«An seine zweite Verhaftung kann ich mich genau erinnern. Wir wohnten in der Gorochow-Gasse. In der Wohnung, die eigentlich für eine Familie gedacht, dann aber auf drei Parteien aufgeteilt worden war, hatten wir ein Zimmer ganz am Ende des Flurs. Ich erinnere mich, wie es klingelte. Mama war wie immer arbeiten oder auf Dienstreise, ich war allein mit Oma. Ich lief den langen, verwinkelten Flur entlang zur Tür. Es war

ein Telegramm von Papas Tochter Tanja aus Leninogorsk. Ich las: »Papa ist wieder krank. Tanja«. Und wenn schon, dachte ich, ist er eben krank. Ich brachte das Telegramm zu Oma. Sie schlug bestürzt die Hände über dem Kopf zusammen. So erreichte uns die Nachricht von Vaters zweiter Verhaftung. (...) Ich war damals schon 15 und fuhr allein mit der Vorortbahn bis nach Puschkino, um dort Päckchen für ihn aufzugeben, in Moskau wurden sie nicht angenommen. Grossmutter packte die Sachen in eine Holzkiste, ich verschnürte sie ordnungsgemäss und brachte sie zur Post.»

Viktor Lunjow wurde erst 1954 endgültig aus der Haft entlassen, 1957 wurde er rehabilitiert. Er konnte noch zwei Fachbücher veröffentlichen, aber sein Leben in Freiheit war, wie sein Mithäftling Snegow schrieb, «nicht mehr unbeschwert. Ihn quälte bereits seine Lungenerkrankung». Viktor Lunjow starb 1964 mit 54 Jahren.

Aus einem Gespräch mit Jelena Padutschewa:

«Die beiden letzten Male begegnete ich meinem Vater, als er in Moskau behandelt wurde – er hatte Krebs. Anfang der Sechzigerjahre ist er einmal aus dem Krankenhaus ausgerissen und im Schlafanzug zu Mamas Geburtstag gekommen. Kurz vor seinem Tod besuchte ich ihn im Krankenhaus. Ich weiss noch, wie er sagte: «Direkt neben mir liegt ein KGB-Mann. Mein Bewacher sozusagen. Aber unser Schicksal ist das gleiche.» Das war unsere letzte Begegnung.»

Viktor Lunjows Mutter, Jelena Lunjowa-Mittelstein (1892-1971), überlebte ihren Sohn und starb im Alter von 80 Jahren. Seine erste Frau Alexandra Padutschewa (1908-2004) arbeitete am Zentralinstitut für Tierzucht, sie war promovierte Biologin und Professorin.

Seine Tochter Jelena Padutschewa studierte in Moskau Philologie, sie ist promovierte Linguistin und Autorin mehrerer Monografien sowie zahlreicher wissenschaftlicher Arbeiten auf Russisch, Englisch, Französisch und Polnisch.

Seine Tochter aus zweiter Ehe, Tatjana Lunjowa (1933-2012), studierte Biologie an der Universität Tomsk und promovierte bei Alexandra Padutschewa, ihrer Stiefmutter. Sie lebte in Kasachstan.

Seine Stieftochter aus dritter Ehe, Prof. Anna Kretschmer, ist Slawistin an der Universität Wien.

Michail Lebedew
«Batko, hörst du mich?»

Michail Michailowitsch Lebedew wurde 1892 in der Stadt Suwalki im heutigen Polen als Sohn eines Eisenbahners geboren. Er studierte in Kiew Medizin, erhielt 1918 sein Arztdiplom, heiratete im gleichen Jahr und arbeitete bei einem niedergelassenen Arzt in Kiew. Von 1919 bis 1929 diente er als Militärarzt in der Roten Armee. 1920 wurde seine Tochter Janina geboren. Nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst arbeitete Lebedew bis 1933 in der Gesundheitsbehörde von Iwanowo, danach wurde er Leiter des städtischen Gesundheitsamts in Kostroma, zum Zeitpunkt seiner Verhaftung war er Chefarzt der neurologischen Klinik in Jaroslawl.

Aus den Erinnerungen von Janina Lebedewa:

«Den Abschied von meinem Vater in der Nacht vom 22. auf den 23. September 1937 habe ich genau in Erinnerung. In dieser Nacht konnte ich irgendwie nicht schlafen. Ich hatte gerade angefangen zu studieren und ein neues, aufregendes Leben. Ich hatte immer einen leichten Schlaf, konnte nur schwer einschlafen. Meine Eltern waren seit einiger Zeit sehr angespannt, denn am 11. September war mein Vater ins Stadtkomitee bestellt und aus der Partei ausgeschlossen worden.

Wir wohnten damals in einem Zimmer des Krankenhauses, in dem mein Vater Chefarzt war, eine Wohnung war in Jaro-

slawl nur schwer zu bekommen. Um halb zwei wurde an unsere Tür geklopft, meine Eltern standen sofort auf. Ich wurde ebenfalls wach (mein Bett stand hinter einem grossen Schrank) und hörte die fremden Stimmen. Ich zog mich an. Es begann die Hausdurchsuchung. Wir alle schwiegen, uns wurde nicht erlaubt zu flüstern, aber in Gegenwart dieser Leute wollte man auch über nichts reden, so widerlich war ihre Anwesenheit. Sogar zur Toilette wurde mein Vater von einem Mitarbeiter des NKWD begleitet. Mama und ich packten für Vater zusammen, was er mitnehmen durfte. Mutter weinte, als Vater das Zimmer verliess, ganz leise weinte sie (vorher hatte ich sie fast nie weinen sehen, sie war ebenso willensstark und beherrscht wie mein Vater). Mama blieb im Zimmer zurück, ich begleitete Vater bis zum Haupteingang. Wie betäubt lief ich die bekannten Krankenhausflure entlang, kam in die Vorhalle, ging mit raus vor die Tür. Es war früh am Morgen, die Sonne ging gerade auf, es begann ein schöner, klarer Septembertag. Vater hatte einen dunklen, grün schimmernden Mantel an und eine dunkelblaue Lenin-Mütze auf dem Kopf (...) Sein Gesicht war müde und un-rasiert. Er lief die wenigen Stufen hinunter, man trieb ihn an. Ich ging hinterher, konnte einfach nicht stehen bleiben. Als er schon unten war, drehte Vater sich um und sagte: «Schade, dass ich dir nicht weiter beistehen kann.» Ich konnte nicht gleich antworten. Er wurde zur Eile gedrängt (...) Ich stand auf der Treppe, vor mir das dunkle Grün der Bäume, die von der Morgensonne angestrahlt wurden, und sah drei Figuren die Strasse entlanglaufen (...) Sie gingen um die Ecke und waren verschwunden. Ich kann es nicht so gut beschreiben, aber das Gesicht meines Vaters, jede kleine Furche, jede Falte sehe ich genau vor mir (...) So war unser Abschied.»

Michail Lebedew wurde wegen Beteiligung an einer konterrevolutionären trotzkistischen Organisation zu zehn Jahren Haft verurteilt. Zunächst wurde er in das Gefängnis von Zlatousk im südlichen Ural deportiert, später dann auf die Kolyma, von wo aus er eine «Beschwerde» an die Staatsanwaltschaft der UdSSR schrieb:

«Die Untersuchungsführer des NKWD von Jaroslawl wendeten mir gegenüber physische Gewalt an, die Untersuchung wurde zur Folter. Das erste Verhör dauerte sechs Tage, ohne eine Minute Schlaf und ohne die Erlaubnis aufzustehen. Bei den folgenden Verhören wurde ich drei bis vier Tage lang ununterbrochen befragt. Die Untersuchungsführer wechselten sich ab, ich musste sitzenbleiben. (...) Ich war trotz dieser Verhörmethoden nicht bereit zu gestehen, was gar nicht stattgefunden hatte (...)»

In den Briefen an seine Frau Felicia und seine Tochter Janina («Fela» und «Janusja») schrieb Lebedew kaum etwas über seine Qualen. Es gibt nur einen Brief aus Zlatousk, in dem er auf sein Leben als Häftling eingeht.

«Du fragst, ob ich arbeite. Nein, Janusja, ich sitze hier meine Strafe ab. Ich bin im Gefängnis, nicht im Lager. Pakete dürfen wir nicht empfangen, nur Geld. Mantel, Mütze, Wäsche – all das brauche ich nicht, wir tragen Gefängniskleidung. Meine Hose ist tatsächlich schon ziemlich abgenutzt, aber wozu brauche ich sie noch – nur für meine Heimreise nach der Entlassung. Und dafür reicht sie. Es wäre gut, wenn Ihr nichts verkaufen

müsstet, aber wenn es doch sein muss, dann verkauft den Mantel, die Hose und die Schuhe behaltet, denn ohne sie kann ich nicht auf die Strasse. Zum Glück habe ich die Brille mitgenommen, ich kann sie gut gebrauchen. Ohne Brille kann ich nicht mehr lesen. Noch reicht sie, aber wenn ich eine neue brauche, muss ich sie hier kaufen, denn schicken dürft Ihr nichts. Meine Bücher sind in Jaroslawl abhandengekommen. Deshalb lese ich Romane und lerne Deutsch. Ich habe schon deutliche Fortschritte gemacht. Lesen und Deutschlernen füllen die Zeit aus und vertreiben die Sehnsucht (...)» (6.10.1938)

Weitere Einzelheiten über sein Dasein im Lager sind nicht zu erfahren. Seine Briefe dienen nur einem Ziel – seine Angehörigen moralisch zu unterstützen, sie aufzumuntern, ihnen Hoffnung zu geben.

«Liebe Janusja! Es gefällt mir nicht, dass Mama jeden Morgen und Abend meine Briefe liest. Ich würde mich besser fühlen, wenn sie sie nicht anrührt und dafür energisch zupackt und ab und zu lacht! Es mag vielleicht guttun, in den eigenen Wunden zu stochern und sie stets neu aufzureissen, aber es bringt nichts. Ich kann Euch nicht dafür verurteilen, dass Ihr die Köpfe hängen lasst und den Mut verliert. Aber es ist längst an der Zeit, sich wieder aufzuraffen! Das ist ungeheuer wichtig. (...) Ihr müsst Euch zusammennehmen und Eure Kräfte mobilisieren. Ich träume Tag und Nacht davon, wie ich zu Euch zurückkehre, wie wir uns wiedersehen, uns küssen, wie wir alle wieder zu-

sammen sind! (...) Ihr müsst alles daransetzen, dass Ihr bis zu meiner Rückkehr durchhaltet. Und wenn es Euch gut geht, wenn Ihr wieder lachen könnt, dann wird es auch für mich leichter hier.» (27.7.1938)

«Liebe Janusja und Felja! Könnt Ihr denn nicht verstehen, wie sehr ich leide, wenn Ihr so kraftlos seid und die Köpfe hängen lasst? Ist Euch wirklich nicht klar, dass es auch mir besser geht, wenn Ihr Euch fröhlich und voller Elan dem Leben stellt («Na warte, Dir werd ich's zeigen!»), anstatt zu klagen «wir sind so schlecht gelaunt und ganz apathisch». (...) Ich habe das Foto von Janusja bekommen und schaue es oft an. Das ist nicht mehr das Mädchen, das ich zurückgelassen habe, sondern eine erwachsene Frau. Ein nachdenkliches, ernstes Gesicht, mit einem Anflug von Traurigkeit. Und doch so vertraut und nah. Wie gern wäre ich bei Euch und könnte dieses Gesicht zum Strahlen bringen! Verzagt nicht, wir schaffen es!» (11.8.1938)

«Ich weiss einfach nicht mehr, was ich Euch raten soll. Es bedrückt mich, dass ich Euch nicht helfen kann, aber offenbar müssen wir diese Qualen durchstehen. (...) Dieses Gefühl der Ohnmacht ist kaum zu beschreiben. (...) Wenn ich Euch nicht helfen kann, dann soll Euch wenigstens ein Wort der Liebe wärmen, meiner grenzenlosen Liebe für Euch, die ihr durch alle Mauern hindurch und über alle Kilometer hinweg spüren müsst. Wie auch die Hoffnung. Wir müssen fest daran glauben, dass das Leben nicht immer so unverdient grausam zu uns sein wird. Und mag es auch uns Alten nicht mehr zulächeln, Janusja

wird ihr Glück auf jeden Fall finden, und ihr Glück ist auch unser Glück. Pass gut auf sie auf, Felja!» (26.10.1938)

«Felja, meine Liebe, und meine liebe Janusja!

Ich vernehme alles, fühle und durchlebe es mit Euch. Eure Schmerzen empfinde ich stärker als meine eigenen. Wenn ich nur könnte (...) Wenn es in meiner Macht stünde, ich würde die doppelte und dreifache Last auf mich nehmen, um Euch von allen Qualen zu befreien. Hier festgehalten zu sein und Euch nicht helfen zu können, das ist für mich das Schwerste. Und es tut weh zu wissen, dass meine Worte, meine Briefe, das Einzige, was ich noch tun kann, viel zu schwach sind und viel zu dürftig. Wie schrecklich gern würde ich Euch die nötige Kraft geben, die Kraft, die Hoffnung und den Glauben.» (1.3.1939)

Das Leben ohne den Vater war für die Familie sehr schwer. Lebedews Tochter musste das Studium aufgeben, weder sie noch ihre Mutter fanden Arbeit, sie hatten kein Geld, mussten hungern. Die Tochter schreibt dem Vater offenherzig davon.

«Die Tochter haftet nicht für den Vater, aber objektiv gesehen seid Ihr härter gestraft als ich: Ihr habt bald weniger zu essen als ich hier im Gefängnis. Nein, das darf nicht sein! In einem sowjetischen Land darf doch niemand arbeitslos sein und verhungern. Was für ein Schwachsinn! Ich kann Euch nur Folgendes raten. Geht in die zuständige Stelle des NKWD und zum Be-

zirks-Staatsanwalt und berichtet über Eure Situation. (...) Aber regt Euch nicht zu sehr auf und verliert nie die Hoffnung, bis zum letzten Moment. Und wagt ja nicht, mir etwas zu verheimlichen. Euer Schweigen bringt nichts, im Gegenteil, es macht mir noch mehr Angst.» (26.9.1938)

Aus den Erinnerungen von Janina Lebedewa:

«Wenn ich in Vaters Briefen lese, fällt mir auf, dass er meiner Mutter manchmal zu Unrecht vorgeworfen hat, sie würde zu viel weinen und zu kleinmütig sein. Das war nicht so. Ich werde meiner Mutter immer dankbar sein, dass sie so mutig und standhaft war und so viel geleistet hat unter diesen schwierigen Bedingungen, denen wir anfangs ausgesetzt waren. Ich war nicht so. Ich wurde unsicher, hatte Angst, verzagte. Mutter hingegen ertrug stoisch ihr Schicksal, machte mir Mut und ermunterte mich, an eine bessere Zukunft zu glauben. Sie war mir Mutter, Vater und beste Freundin in einem.»

«Janusja! Du musst die Zeit nutzen und Dich auf das Leben vorbereiten. Nimm die Verletzungen durch andere nicht so schwer, arbeite mehr an Dir selbst. Ich lerne sogar als alter Mann hartnäckig weiter, obwohl ich starke Zweifel habe, dass es mir etwas nutzen wird. In meiner Lage (...) Du aber bist jung! Schäme Dich! Ich möchte, dass Du mir schreibst: wie eure Bibliothek aussieht, was Du gerade liest, ob Du nicht mit mir um die Wette Deutsch lernen willst, obwohl es sicher besser ist, wenn Du ein Abendstudium am Pädagogischen Institut beginnst.» (26.1.1939)

Michail Lebedew hoffte auf seine Entlassung, sein Bekenntnis in der «Beschwerde» an die Staatsanwaltschaft war zutreffend und ehrlich: *«Ein Vergehen gegenüber der Sowjetmacht hat es meinerseits nie gegeben. Ich bin der Sohn eines Eisenbahners und habe der Sowjetmacht alles zu verdanken – mein Wissen, meine wunderbare Arbeit und alles, was ich im Leben erreicht habe.»*

«Wenn wir wieder zusammen sind, werden wir unser Leben neu einrichten. Hauptsache, wir sind bald zusammen. Schon zum zweiten Mal begehen wir den Jahrestag der Oktoberrevolution getrennt und sind traurig. Aber genau an diesem Jahrestag, dem Fest der Befreiung aller Unterdrückten, glaube ich besonders fest daran, dass auch wir es bald wieder so ausgelassen und fröhlich feiern werden wie alle Menschen, die ihr Leben aufrichtig diesem Ziel gewidmet haben – der Befreiung der Werktätigen.» (1.11.1938)

«Janusja und Felja, meine Lieben, habt Ihr tatsächlich noch immer keine Briefe von mir bekommen? Das sind jetzt schon mehr als drei Monate.

(...) Eure trübe Stimmung macht mich traurig. Ihr müsst Euch selbst aufmuntern: Mit einer solchen Stimmung, wie Ihr sie beschreibt, zieht Ihr nur neues Unglück an. Das Leben gelingt denjenigen am besten, die ihre seelische Kraft bewahren. Wenn Ihr weiter mit hängenden Schultern herumlauft, wird Euch alles entgleiten und jeder Erfolg durch die Finger rinnen. Ihr liebt Euch doch und mich auch, also verderbt Euch nicht gegenseitig die Laune, bessert sie lieber auf. Wie schade, dass Ihr meine

nicht bekommen habt, in denen ich ausführlicher darüber geschrieben habe.

(...) Ich nutze die Gelegenheit und sende Euch nochmals viele Küsse (...) und hört auf Trübsal zu blasen! Zwei einsame junge Frauen, dazu noch so interessante. Wer, wenn nicht Ihr, soll Glück haben im Leben und Erfolg? Schliesslich heisst es: Arm dran ist nicht, wer allein ist, aber wer arm dran ist – der ist allein. Wie hurtig und flink ward Ihr, solange es nicht nötig war, und kaum ist es nötig – seid Ihr wie die verschreckten Hühner (...) Nein, das gefällt mir nicht! Wofür habe ich Euch denn so lieb? Etwas muss es doch sein, offenbar ist es nass geworden, dieses Etwas, und verschwommen, ich kann es erst erkennen, wenn es wieder getrocknet ist (...) Und andere werden es gar nicht erst sehen: Was für Trauerklösse, diese Mädels, werden sie denken, da bekommt man ja schon beim Vorbeigehen schlechte Laune! Es müsste Euch mal jemand den Kopf waschen! Ach, Janusja, liebste Tochter! Offenbar kommst Du nach Deiner Mama. Ach, diese Mama! Ich sende Euch dennoch tausend Küsse. M. Lebedew» (22.2.1939)

Im Juni 1939 wurde Michail Lebedew auf die Kolyma deportiert. Er schilderte kaum das Leben im Lager, teilte kurz mit, dass er im Schacht arbeiten musste, schrieb aber nichts von seiner schweren Erkrankung und der Tätigkeit als Arzthelfer. Möglicherweise hatte er Angst, dass Briefe mit unerwünschten Einzelheiten den Empfänger nicht erreichen könnten.

«Nun etwas über mich. Ich bin gesund und weiterhin bei Kräften, vor allem seit ihr gut untergekommen seid. Meine Hauptbeschäftigung ist nach wie vor Deutsch zu lernen. Alles andere ist wie immer, was kann es bei mir auch für Veränderungen geben? Jeder Tag gleicht dem anderen, alles läuft wie ein Uhrwerk. Ich habe versucht, Euch diese Abläufe zu beschreiben, die Briefe sind nicht angekommen, also werde ich besser nicht davon erzählen. Soll ich über meine Hoffnungen schreiben? Wir sollten unsere Wunden nicht aufreißen (...)» (12.1.1939)

Aufgrund seiner Krankheit bekam Lebedew eine Haftverkürzung von anderthalb Jahren. Er wurde am 21. März 1946 aus dem Lager entlassen, wobei ihm sämtliche Rechte für weitere fünf Jahre aberkannt wurden.

Seine Tochter hat ihr Wiedersehen mit dem Vater eindrücklich beschrieben.

Aus den Erinnerungen von Janina Lebedewa:

«Vater wurde im März 1946 entlassen, ‚ausgemustert‘ wegen seines Gesundheitszustandes – Magenkrebs. Dieser war bereits 1945 diagnostiziert worden, aber die Ärzte redeten ihm ein, sie hätten sich das ausgedacht, damit er vorfristig nach Hause könne. (...) Wir sahen uns im Juni 1946 wieder. Ich leitete das Kreiskrankenhaus, hatte die Stelle seit drei Jahren. Wir wohnten im Krankenhaus in einem winzigen Zimmer, darin hatten kaum zwei Betten und ein Tisch Platz. (...) Früh am Morgen, kurz nach vier (der Zug aus Kursk war gerade angekommen) klopfte jemand an unsere Tür (das Krankenhaus befand sich zweihundert Meter vom Bahnhof entfernt), ich sprang wie ge-

wohnt sofort auf, warf mir ein Kleid über und ging zur Tür. Ich riss sie etwas unwirsch auf, denn es war zwar schon hell, aber ich war noch sehr müde ... Vor mir stand ein älterer Mann, gelb im Gesicht wie ein Chinese, mit schwarzen lebendigen Augen und einem grauen Schnurrbart, hager, der Rücken krumm, in einer gelbbraunen Wattejacke und einer Mütze gleicher Farbe, mit dunklen Hosen und Stiefeln aus Segeltuch.

Ich schaute ihn grimmig und verschlafen an und dachte gelangweilt: «Wahrscheinlich holt er mich zu einer Geburt.» Der Mann schwieg und schaute mich durchdringend an. Der Blick war leicht verschmitzt und provozierend fröhlich. Ich wartete ab, was er sagen würde. Er schwieg. Wir schwiegen beide ziemlich lange. Ich wurde nervös – erst weckt er mich, dann steht er da und sagt nichts, was will er? Zugleich war so etwas Gutes in seinem Gesicht, darum fragte auch ich lange nichts. Dann hielt ich es nicht aus: «Was wollen Sie?» Und plötzlich fragte eine bekannte, vertraute Stimme leise: «Erkennst du mich nicht?» Die Stimme, seine Stimme habe ich sofort erkannt, ich begann zu zittern, war ganz verwirrt, lief die Stufen zu ihm hinunter, und wir mussten beide weinen. (...) Wie er es zu uns geschafft hatte, weiss ich nicht, schwer krank wie er war, ausgemergelt fast bis zur Dystrophie, eine Rippe gebrochen ... Er war von Kursk aus mit Güterzügen gefahren, hatte mehrfach umsteigen und dabei seine Habseligkeiten schleppen müssen – eine alte Decke, Wechselwäsche, Schuhe, noch ein paar Kleinigkeiten und ein Pfund Kaviar in einem Einweckglas, das er von der Kolyma mitgebracht hatte. Er war unterwegs fast verhungert, brachte aber dieses Glas Kaviar mit, das er mit zittrigen Händen hervorholte und dabei sagte: «Das ist für Mama, sie hat diesen Kaviar doch immer so geliebt, der ist jetzt schwer zu bekom-

men.» (...) Auch zu Hause konnte er sich nicht erholen, wir hatten kaum zu essen, in der Wohnung war es kalt, Vater frohr schrecklich, sass da mit seinen Filzstiefeln, der alten billigen Hose und seiner Wattejacke aus dem Lager, versteckte seine dünnen Hände in den Ärmeln und zitterte. Einmal sagte er: „Dort in Kolyma hätte ich mir nicht vorstellen können, dass ihr hier so leben müsst. Ich hätte nicht kommen sollen, ihr habt es schwer genug, und jetzt ich noch dazu, als Kranker. Ihr hättet gedacht, ich sei tot und hättet Euch damit abgefunden.“ Es war schrecklich, das zu hören, aber was konnten wir tun?»

Michail Lebedew starb 1949. 1957 wurde er vollständig rehabilitiert, seine Frau überlebte ihn um neun Jahre.

Aus den Erinnerungen von Janina Lebedewa:

«Mutter bewahrte seine Briefe sorgfältig auf, las sie immer wieder und schöpfte Kraft daraus. Besonders liebte sie die Stelle, wo Vater sich an die gemeinsame Zeit an der Front erinnerte und daran, wie sie all die Strapazen des Feldzuges ertragen hatte – zunächst als Schwangere, dann mit der drei Monate alten Tochter. Ebenso gern wiederholte sie seine Bemerkung, dass sie mir gegenüber nun auch die Vaterrolle einnehmen müsse. Und ich konnte mich tatsächlich stets an beide wenden mit Gogols Worten: «Batko, hörst du mich?»¹⁹ Und es hörten mich immer zwei mutige und von mir zutiefst verehrte Menschen – mein Vater und meine Mutter.»

*

Janina Lebedewa übergab die Briefe ihres Vaters zusammen mit ihren Erinnerungen 1989 an MEMORIAL. Zu der Zeit lebte sie in der ukrainischen Stadt Achtyrka.

Iwan Suchanow
«Ich denke immerzu an Dich»

Iwan Petrowitsch Suchanow wurde 1881 in Nowodewitschje geboren, einem relativ grossen Dorf und Handelszentrum am Ufer der Wolga. Sein Vater betrieb ein kleines Geschäft als Vertreter einer russisch-belgischen Handelsfirma.

Suchanow fiel schon als Kind durch seine besondere Begabung in Mathematik, Malerei und Musik auf. Er studierte zunächst Architektur in Riga und ging danach an die Petersburger Kunstakademie, wo er sein Architekturstudium in der Meisterklasse von Professor Leonti Benois fortsetzte. Sein Studium finanzierte Suchanow durch Nachhilfeunterricht und den Verkauf seiner Bilder. Er hatte ein absolutes Gehör und gab auch die Musik nicht auf, nahm privat Geigenunterricht, spielte verschiedene Instrumente. Man bot ihm sogar einen Platz im Rigaer Symphonieorchester an, aber Suchanow entschied sich für Architektur und Malerei.

In Petersburg lernte er Sofia Obresowa kennen, eine gebildete junge Frau, die sich ebenfalls für Musik, Literatur und Kunst begeisterte und die er 1916 heiratete. 1917 kam ihr Sohn Michail zur Welt.

1916 wurde Suchanow eingezogen und musste als Architekt den Bau des Patronenwerks von Simbirsk²⁰ betreuen. Ab 1920 unterrichtete er im Technikum der Stadt Kunstgeschich-

te, seine Bilder wurden in Ausstellungen gezeigt. Ab 1924 war Suchanow Chefingenieur des gesamten Gouvernements.

1929 zog die Familie nach Moskau, und noch im gleichen Jahr kaufte Suchanow in Malachowka, einem Vorort von Moskau, ein Grundstück und baute ein Haus. Aus Begeisterung für den Ort, das Flüsschen Pechorka und den nahegelegenen See malte er eine ganze Serie von Landschaftsbildern und brachte auch seinem Sohn Grundlagen der Malerei wie Perspektive, Komposition und die Grafiktechniken bei. Iwan Suchanow war ein erfolgreicher und angesehener Architekt, er projektierte in verschiedenen Büros vor allem öffentliche Gebäude – zwei Theater, eine Schule, ein Ärztehaus, ein Verwaltungsgebäude für die Forstwirtschaft, aber auch ein grosses Revolutionsdenkmal in Uljanowsk.

Am frühen Morgen des 4. Dezember 1934 (seine Frau war gerade in der Kirche, der 17-jährige Sohn schlief noch) wurde Suchanow verhaftet, was für ihn völlig überraschend kam – er war kein Parteimitglied, dem Staat gegenüber hatte er sich stets loyal verhalten, sich höchstens im engeren Bekanntenkreis hin und wieder kritische Bemerkungen erlaubt. Von Politik hatte er sich ferngehalten, das Wichtigste war für ihn stets die Arbeit.

Suchanow wurde in der Lubjanka und im Butyrka-Gefängnis festgehalten, bis man ihn am 27. Februar 1935 wegen «konterrevolutionärer Tätigkeit» zu fünf Jahren Arbeits- und Besserungslager verurteilte. Er wurde nach Sibirien deportiert und blieb bis Mitte 1936 im Sibltag, wo er als Architekt arbeiten durfte. An seine Frau und den Sohn Mischa schickte er zahlreiche Briefe und Postkarten.

«Mein lieber Mischa! Wie schön, dass Du die Schule beendet hast. Ich gratuliere Dir von Herzen, und Deine Entscheidung, Dich für das Architekturstudium zu bewerben, hat mich auch sehr gefreut, wengleich ich mich nach unserer letzten Begegnung mit dem Gedanken angefreundet hatte, dass Du in die Theaterwerkstätten gehst, zumal M.I. Kurilko Dir seine Unterstützung angeboten hat, und mir schien auch, dass Du dort viel über Material und Gestaltungsmöglichkeiten lernen kannst, was nützlich für Dich ist, und Du könntest zugleich malen und Dich verstärkt mit Fragen des Bildaufbaus befassen. Nun hast Du Dich entschieden, es in der Hochschule zu versuchen, also streng Dich an und scheue keine Mühen. Da Du im Moment nur von Deiner Mutter unterstützt wirst, ich nicht mit Euch zusammenlebe und Du materiell nicht von mir abhängig bist, solltest Du das auch in den Fragebögen angeben, denn es entspricht den Tatsachen. Solltest Du aus irgendeinem Grund nicht an die Hochschule können, dann nutze unbedingt den Kontakt zu Kurilko und fange entweder in der Theaterwerkstatt an oder in einem Architekturbüro und lerne technisches Zeichnen. Ich mache mir nur Sorgen, wie ihr beide, Mutter und Du, mit 175 Rubeln auskommen und auch noch mir helfen wollt, und mir kam der Gedanke, dass Du, auch angesichts des Gesundheitszustandes Deiner Mutter, über eine Verdienstmöglichkeit nachdenken solltest. Darum denke ich, dass es sinnvoll wäre, ein oder zwei Jahre in der Werkstatt zu arbeiten, zumal ich nicht in der Lage bin, Dich materiell zu unterstützen. Eines ist in jedem Fall klar, Du musst jetzt richtig anfangen zu arbeiten,

darum hatte ich Dir auch vorgeschlagen, dass Du Dich nach den Abschlussprüfungen ein bisschen erholst und dann anfängst zu arbeiten.

Ich möchte gern mehr darüber wissen, was Deine Ziele sind, was Du für Pläne hast. Wie geht es mit dem Malen voran, woran arbeitest Du gerade? Welche Farben verwendest Du? Machst Du Naturstudien? Wie viel Zeit beanspruchen die Kurse? Was nehmt ihr gerade durch? Wer sind die Lehrer? Gibt es viele Bewerber für die Hochschule? Wie gut malst Du im Vergleich zu anderen? Denke immer daran, dass die Zeichnung die Grundlage für alles ist, in der Malerei ebenso wie in der Architektur, und Du musst mit allem umgehen lernen, mit Kohle, Bleistift, Feder und Pinsel, das ist wie mit der Mathematik, sie ist auch die Grundlage für alles Technische. Ohne Mathematik kommst Du auch keinen Schritt weiter, sie ist genauso wichtig. Alles Wichtige über die Perspektive erfährst Du aus dem Grundkurs von Professor Makarow, das Buch habe ich, such es Dir raus und arbeite es durch. Die wichtigste Kunst, die Du lernen musst, ist die Kunst zu arbeiten, d.h. jeden Tag Zeit zum Malen zu finden. Und ob Du nun studieren wirst oder arbeiten gehst, Du musst mindestens zwei Stunden am Tag malen. Schreib mir ausführlich, ich warte auf Deine Antwort. Wenn Du Alben mit holzfreiem Papier hast, dann schick sie mir bitte, und dazu Aquarellfarben, chinesische Tuschesteine, weiche Bleistifte, Radiergummi, einen Block mit Zeichenkarton. Ich habe einen Entwurf gemacht für eine Eisenbahnbrücke und ihn mit Farbstiften koloriert. Das Projekt ist angenommen und hängt schon

im Büro des Chefindgenieurs. Kauf bitte unbedingt Aquarellfarben im Künstlerbedarf und schicke auch Guachefarben mit. Ich fahre morgen vielleicht für drei, vier Tage zur Baustelle der Brücke, die ich entworfen habe. Schreib mir. Liebste Grüße an Dich und Mama. Ich liebe Euch, Euer Iwan Suchanow.»
(17.6.1935)

«Lieber Mischa! Deine Karte habe ich erhalten. (...) Mir scheint auch, dass die Schule in Malachowka nicht die nötigen Kenntnisse für die Aufnahmeprüfungen vermittelt hat. Ausser der Fachkenntnisse braucht es weitere Fertigkeiten, vor allem eine schnelle Auffassungsgabe. Man muss in Mathematik ebenso gut sein wie im Malen. Das ist nur durch ständiges Üben zu erreichen, darum solltest Du Dir das Lehrbuch von Schmulewitsch beschaffen und alle Übungen durcharbeiten. Schreib mir, wie Du Dich entschieden hast – besuchst Du die Vorbereitungskurse oder willst Du bei Sergej Iwanowitsch im Atelier arbeiten? Für die Examensvorbereitung sind die Kurse natürlich besser, aber ich befürchte, dass es Deine Mutter dann zu schwer hat. Versuch doch mal, Deine Aquarelle zu verkaufen. Das Päckchen habe ich bekommen, ich danke Euch sehr dafür. Morgen haben wir einen freien Tag und ich werde einen längeren Brief schreiben (...) Tausend Küsse. Ich liebe Euch,
Euer I. S.» (11.9.1935)

«(...) Mischas Ausbildung interessiert mich sehr. Wie ist der Stand bei seinen letzten Zwischenprüfungen und wann ist er mit den Vorbereitungen dafür fertig? Ich vermute, dass die Aufnahmeprüfungen im Juni oder Juli sind, also müsste die

Schule im Mai zu Ende sein. Kann man auch ohne Aufnahmeprüfung studieren oder muss man sie tatsächlich in allen Fächern ablegen? Ich denke, dass er sich viel sicherer fühlt als im letzten Jahr, denn das regelmässige Üben wird sich ausgezahlt haben. Vielleicht schafft es Mischa ja, die Aufnahmeprüfungen für Architektur und für Kunst abzulegen, dann hätte er im zweiten Fach noch eine Chance, wenn sie ihn im ersten nicht nehmen? Gibt es jetzt in Moskau nicht auch eine Fachschule für bildende Kunst? Vor Kurzem las ich in der ‚Iswestija‘, dass die Akademie ein Buch über den Architekten Palladio²¹ herausgibt. Mischa soll sich erkundigen und das Buch unbedingt kaufen, sobald es erschienen ist. Es könnte sehr nützlich sein, jedenfalls wenn es Abbildungen von Palladios Arbeiten enthält (...)»
(8.5.1936)

Im August 1936 wurde Suchanow in das Dmitlag verlegt, wo er im Projektierungsbüro für den Moskau-Wolga-Kanal arbeitete. Frau und Sohn durften ihn dort besuchen, allerdings nur selten und mit besonderer Genehmigung. In seiner Freizeit fertigte Suchanow Bleistiftskizzen vom Lagerleben und Porträts von Mitgefangenen an.

«Mein geliebter Mischa! Ich habe Deine Karte erhalten. Es freut mich sehr, dass Du in Ausstellungen gehst und die Entwicklung anderer Künstler verfolgst. Ich denke auch, dass die von Dir angemerkte Profillosigkeit der Akademieschüler ein grosses Manko ist, das allen sehr schadet. (...) Das einzig Wahre in der Kunst ist Eigenständigkeit. Ein Lehrer ist dann schlecht, wenn er die

Individualität seines Schülers nicht schätzt, und ein Schüler ist schlecht, wenn er seine Eigenheiten nicht ausprägt. Seinen Malstil zu finden, mit Liebe und Leidenschaft zu malen, ehrlich und beharrlich zu sein, unaufhörlich an sich zu arbeiten – das sind die Aufgaben eines Schülers, und die Natur ist dabei der beste Lehrer, sie muss man von ganzem Herzen lieben, wobei man sich vor Plattitüden schützen sollte wie vor einer gefährlichen Infektion. Geh in die Ausstellung von Beljanizki²². Er hat einen eigenen Stil, und ein paar seiner Etüden sind ganz schön. Schade, dass Du zu Hause nicht malen kannst (oder willst), aber das Einmaleins muss man schon beherrschen. Ich denke immerzu an Dich und hoffe, dass Du mit Fleiss und Beharrlichkeit viel erreichen wirst.

Ich umarme Dich und sende viele Küsse. Dein Dich liebender Vater.» (7.4.1936)

«(...) Gerade habe ich eine Karte von Mischa erhalten. Schön, dass er mit dem Zeichnen vorankommt, aber warum hapert es beim Aquarellieren? Man sollte mit nur einer Farbe arbeiten oder mit Tusche, Grundlage von allem aber bleibt die Zeichnung. Ich versuche so viel wie möglich zu zeichnen und mache in der Freizeit Porträts. Ich will jetzt mit Feder und Tusche zeichnen und rate Mischa sehr, dies auch zu tun. Das ist sehr nützlich, vor allem muss man als Architekt gut mit der Feder umgehen können. Im Moment entwerfe ich Portale für Tunnelleinfahrten, eins wird schon gebaut. Ich warte auf einen Brief von Mischa, in dem er mir ausführlich von seinen Prüfungen

berichtet. Er sollte sich jetzt vor allem der Wissenschaft widmen, Landschaftsbilder kann er im Sommer malen.»
(24.4.1936)

«(...) Ich freue mich sehr für Mischa, dass seine Arbeiten ausgestellt werden, und ich bedauere es, dass es mir versagt bleibt, seine Bilder im Museum zu sehen. Dort muss er sich dem direkten Vergleich mit anderen Arbeiten stellen und kann seine Schlüsse daraus ziehen. Ausstellungen sind dafür sehr nützlich. Mir gefällt Mischas Entschluss, diesen Winter ausschliesslich an seinen Bildern zu arbeiten, nur müsst ihr auch zurechtkommen. (...)» (27.9.1937)

«Mein geliebter Mischa! Ich habe Deinen Brief bekommen und mich sehr darüber gefreut. Wie schön, dass Du jetzt auch Gebäude in Deine Bilder einbeziehst. Wenn Du Zeit hast, versuche einen runden Pavillon zu zeichnen, der hat eine interessante Struktur, und vor dem Hintergrund von Bäumen sieht er dazu noch malerisch aus. Die Bäume dürfen nur als Hintergrund dienen, ganz zart, damit sich das Bauwerk besser abhebt. Sieh Dir mein Exemplar von Kurbatows Buch²³ an und schau mal in die ‚Parks und Gärten, achte vor allem auf Frankreich und Italien.²⁴ Ich habe einen Pavillon mit zwei Brücken entworfen. Die Variante, die Du mir geschickt hast, ist auch nicht schlecht, aber sie ist schwieriger umzusetzen. Ich wünsche Dir Erfolg, und arbeite, so viel Du kannst, nimm Zigarettenpapier und fertige Kopien von schönen Baudenkmalern an. Kauf den Palladio und zeichne Gesimse, Seitenansichten. Im Sommer geh raus,

zeichne die Gebäude in Kusminki, Archangelskoje und anderen interessanten Vororten.

Ich sende Dir und Mama viele Küsse. Ich bin gespannt, was Du mir noch schreibst und wie Dein Projekt enden wird. Dein Dich liebender Iwan» (4.5.1938)

Bald darauf wurde Iwan Suchanow ins Uchtpetschlag in die Republik Komi deportiert, im selben Jahr aber aufgrund der angerechneten Arbeitsleistung vorzeitig entlassen. Zu seiner Familie konnte er nicht zurückkehren, Malachowka lag zu nah bei Moskau, zudem waren ihm die bürgerlichen Rechte zeitweise aberkannt worden. Bis 1939 arbeitete er als Architekt in einem Projektierungsbüro in Syktywkar, der Hauptstadt der Republik Komi. Im August 1940 zog er nach Wladimir, arbeitete dort im Heimatkundemuseum und leitete die Restaurierung der Dmitri-Kirche.

Am 4. Juli 1942 wurde Iwan Suchanow wegen Spionageverdacht erneut verhaftet und am 2. September zu acht Jahren Arbeits- und Besserungslager verurteilt. Im gleichen Jahr starb er aus unbekanntem Gründen.

Beide Urteile wurden 1957 und 1958 aufgehoben.

*

Suchanows Sohn Michail beendete 1942 das Architektur-Institut und ging an die Front. Nach dem Krieg arbeitete er wie sein Vater als Maler und Architekt. Er lebt heute hochbetagt im Haus seiner Eltern in Malachowka. Auf dem Dach sitzt ein fröhlicher Wetterhahn und es ragen zwei Bäume in den Himmel – eine Kiefer und eine Birke –, die er 1931 zusammen mit seinem Vater gepflanzt hatte.

Boris Schustow

**«Der erste Gedanke, wenn ich aufwache,
und der letzte, bevor ich einschlafe, gilt Dir,
mein geliebtes Mädchen.»**

Eine Mappe mit Briefen, akkurat sortiert und eingehftet, gab den Anstoss für diese Erinnerungen. Mein Vater, Boris Sergejewitsch Schustow (1902-1968), übergab sie mir Mitte der Sechzigerjahre kurz vor seinem Tod. Er war 1938 verhaftet und nach Paragraph 58-10 zu fünf Jahren Haft sowie drei Jahren Aberkennung der bürgerlichen Rechte verurteilt worden.

Ich wurde am 14. Dezember 1932 geboren. Zum Zeitpunkt der Verhaftung meines Vaters lebten meine Eltern in Scheidung, sie hatten beide bereits neue Partner. Meine Mutter starb 1940, ich blieb bei meinem Stiefvater. Noch während seiner Haftzeit versuchte mein Vater mich ausfindig zu machen. Alle Etappen dieser Suche sind in den Briefen dokumentiert, die er mir übergeben hat. Ich halte es für meine Pflicht, die Erinnerung an diesen aussergewöhnlichen Menschen wachzuhalten.

Inna Schustowa

Mein Vater gehörte aufgrund seiner Herkunft zu jenen Menschen, die nach der Revolution als «Kontras», «Weisse» und «Volksfeinde» verfemt waren und vernichtet wurden. Als die Revolution begann, emigrierte die Familie wegen seiner kran-

ken Schwester nicht, mein Vater war zu dem Zeitpunkt 15 Jahre alt. (...)

Vor der Revolution besass die Familie ein eigenes Haus in Petersburg, meine Grossmutter stammte aus einem alten Adelsgeschlecht, mein Grossvater war ein hoher Beamter bei der Eisenbahn. Die drei Kinder wurden von einer deutschen Gouvernante unterrichtet und lernten so gut Deutsch, dass mein Vater auch später noch Russisch und Deutsch gleichermaßen beherrschte. Er las Kant, Nietzsche, Schopenhauer und Hegel im Original, liebte Goethe und Heine, die Musik von Bach, Beethoven und Wagner. (...)

Mein Vater wurde Buchhalter, ein Beruf, der ihm nicht nur ein bescheidenes Auskommen sicherte, sondern auch zu seelischem Gleichgewicht verhalf, wie er meinte, denn nach der Arbeit hatte er den Kopf frei für andere Dinge – er schrieb Gedichte, befasste sich mit Philosophie und Kunstgeschichte.

1925 lernte er während einer Dienstreise in Saratow meine Mutter kennen, drei Jahre später heirateten sie, 1932 wurde ich geboren. Aber ihr Familienleben war nicht von Dauer. 1935 zog meine Mutter mit mir zu ihrem neuen Mann, Alexej Smakowski, und ich wuchs mit der Überzeugung auf, er sei mein leiblicher Vater. An «Papa Borja» erinnerte ich mich allerdings gut: Vor seiner Verhaftung kam er mich oft besuchen, spielte mit mir, bastelte Tiere aus Papier und führte damit ganze Theaterstücke für mich auf. Am schönsten fand ich es, wenn er ein Schreibheft mitbrachte und darin mit mir malte. Zu jedem Bild dachte er sich ein lustiges Gedicht aus und schrieb es mit grossen Druckbuchstaben auf. Es entstanden kleine Bücher, wie nur ich sie besass, niemand sonst. (...)

Als meine Mutter 1940 starb, blieb ich bei Alexej Smakowski, ohne zu wissen, dass mein leiblicher Vater im Lager sass.

Später beschrieb er mir die Umstände seiner Verhaftung: Er war als Buchhalter im Volkskommissariat für Kohleindustrie angestellt, schrieb aber nebenbei Gedichte und ging regelmässig zu einem privaten literarischen Zirkel, wo ausschliesslich über Poesie gesprochen wurde. Einmal trug jemand ein längeres nostalgisches Gedicht vor, aus dem eine gewisse Unzufriedenheit mit dem Leben sprach. Der Leiter des Zirkels schlug vor, keine inhaltliche Debatte darüber zu führen, und also ging es nur um die Form des Poems. Am Tag darauf wurden alle Teilnehmer verhaftet. Auf die Frage des Untersuchungsführers, ob er den Grund für seine Verhaftung kenne, antwortete mein Vater mit Gedichtzeilen von Nikolai Gumiljow:

«Dafür, dass diese Hände, diese Finger,
Zu schmal sind, sich an keinen Pflug gewöhnten, Dafür, dass
meine ruhelosen Lieder
Nur voller Qual und Traurigkeit ertönten.»

Als Antwort bekam er einen so heftigen Schlag auf das rechte Kinn, dass er zu Boden sank. Nachdem er sich aufgerappelt hatte, stellte ihm der Untersuchungsführer die gleiche Frage, und mein Vater brachte die Kraft auf, wieder ironisch mit Gumiljow zu antworten:

«Hab wohl einst, in einem andren Leben, Vater und auch Mutter umgebracht.»

Diese Zeilen kosteten ihn die Zähne auf der anderen Seite. Als er aus der Ohnmacht wieder erwachte, sagte der Untersuchungsführer:

«Du glaubst wohl, wir hätten Zeit herauszufinden, ob du schuldig bist oder nicht? Niemand wird sich mit dir abgeben. Solche wie dich haben wir hier zu Hunderten. Unterschreib das Protokoll, sonst holen wir deine Mutter und deine Frau.»

Der Gedanke, dass seinetwegen die Familie leiden könnte, war für meinen Vater unerträglich, er unterschrieb blindlings und wurde abgeführt. Zwei Jahre Gefängnis und drei Jahre Arbeits- und Besserungslager, lautete das Urteil. (...) Er hat nie erfahren oder erfragt, was ihm eigentlich vorgeworfen wurde, er fühlte sich in keiner Weise schuldig. In Riga, wo er nach Stalins Tod lebte, interessierte sich niemand für diesen Teil seiner Biografie.

Mein Vater hatte immer seine eigene Sicht auf die Geschichte. Er hatte sich eingehend mit Philosophie beschäftigt und war überzeugt, dass der stalinistische Terror eine gesetzmässige Folge der Revolution war. Er behauptete, dieser nüchterne Blick auf das Geschehen habe ihn gerettet. Im Gefängnis lernte er überzeugte Revolutionäre kennen, die schon in der Zarenzeit aus politischen Gründen gesessen hatten, treue Parteimitglieder, denen das Geschehen unbegreiflich war – sie meinten, die Faschisten hätten die Macht ergriffen und Stalin sei betrogen worden. Viele dieser kräftigen, gesunden Männer sind daran zerbrochen, so mancher hat den Verstand verloren.

Über die Gefängnis- und Lagerzeit konnte Vater unentwegt erzählen, doch solange ich ein Kind war, verschwieg er viele Einzelheiten.

Als Vater nach zwei Jahren Gefängnis ins Lager kam, beeindruckten ihn vor allem die Frauen: Die «Lagerschönheiten» fluchten zwar, was das Zeug hielt, er aber hörte zum ersten Mal wieder Frauenstimmen und empfand sie nur als «Engelstöne».

Vor der Schwerstarbeit im Lager retteten ihn die Kriminellen. Er war ein guter Erzähler, sie gaben ihm den Spitznamen «weisser Schwan» und verpflichteten ihn, jeden Abend eine Fortsetzungsgeschichte zu erzählen. Er unterhielt die «Diebe im Gesetz» über Monate hinweg mit den unglaublichsten Abenteuer Geschichten, wobei er alle Romane der Weltliteratur wild durcheinanderwürfelte. Die Kriminellen wiederum demonstrierten ihm, mit welcher Professionalität sie den anderen Zuhörern unbemerkt die Taschen plündern konnten. Vater war ehrlich beeindruckt von ihren Fähigkeiten, was ihnen wiederum schmeichelte. Am Wichtigsten aber war, dass sie für ihn die Norm beim Gleisbau und beim Holzfällen erfüllten, er selbst hätte die schwere Arbeit nicht überlebt.

Vom starken Frost bekam er eine Lungenentzündung und wurde ins Lazarett verlegt, wo ihn eine Freie, die in der Kantine arbeitete, vor dem sicheren Tod bewahrte. Vater erinnerte sich stets in Dankbarkeit an sie und nannte sie zärtlich Schurotschka. Sie versorgte ihn mit Essen und veranlasste, dass er nach seiner Genesung im Krankenhaus bleiben und in der Anmeldung arbeiten durfte.

Ich war in der achten Klasse, als mein Vater zu mir sagte: «Irgendwann werden sich nicht diejenigen schämen müssen, die jetzt im Gefängnis und im Lager sind, sondern all jene, die das zugelassen haben. Uns wird man als Helden ansehen (...) Du wirst diese Zeit noch erleben.»

Er deutete einmal an, dass er einen ganzen Roman über seine Lagerzeit im Kopf habe, doch er scheute sich, ihn zu schreiben, und blieb vorsichtig. In seinem Archiv fanden sich Notizen und einzelne Fragmente, die an der spannendsten Stelle abbrachen.

Als mein Vater im Lager erfuhr, dass Alexej Smakowski mich offiziell adoptieren wollte, schrieb er sofort an die Adoptionsstelle des zuständigen Moskauer Bezirks:

«Am 25. Februar 1940 verstarb meine frühere Frau Galina Nikolajewna Schustowa-Smakowskaja (geb. Simina). Sie hinterliess eine Tochter von sieben Jahren, Inna, die derzeit bei ihrem Stiefvater Alexej Konstantinowitsch Smakowski, dem zweiten Mann der Verstorbenen, wohnt. (...) Ich habe erfahren, dass Smakowski meine erzwungene Abwesenheit (Inhaftierung in einem Arbeits- und Besserungslager) ausnutzen und das Kind gegen meinen Willen adoptieren will. Als Vater des Kindes habe ich die Erlaubnis für eine Adoption weder gegeben, noch habe ich das vor, und ich protestiere entschieden dagegen. (...) Ich befinde mich derzeit im Sewsheldorlag und habe als Häftling nicht die Möglichkeit, meine Tochter aufzunehmen und mit ihr zusammenzuleben. Aber von meinem Erziehungsrecht werde ich auf keinen Fall zurücktreten, und sobald dies gesetzlich möglich ist, werde ich alle notwendigen Schritte einleiten, um meine Tochter zu mir nehmen zu können.

Schustow

1. September 1940.»

Der Tag, an dem Vater diesen Brief schrieb, war mein erster Schultag, von seinem Schicksal wusste ich nichts. Seine Haftzeit endete 1943, aber da ihm seine bürgerlichen Rechte weiterhin aberkannt blieben, konnte er nicht nach Moskau zurückkehren. Nach seiner Entlassung aus dem Lager begann er sofort, mich ausfindig zu machen.

Aus einem Brief an Alexej Smakowski:

«Alexej Konstantinowitsch! (...) Ich habe erfahren, dass Sie vor Kurzem eine neue Familie gegründet haben. Und für mich ist die Zeit der Prüfungen nun vorbei. Ich arbeite auf einer Baustelle des NKWD als Hauptbuchhalter, habe ein gutes Auskommen und möchte meine Tochter Inna zu mir nehmen. (...) Ich bin wieder in der Lage, mein Kind zu ernähren, es zu erziehen und es liebevoll zu umsorgen.

Sie, Alexej Konstantinowitsch, haben zum zweiten Mal ein familiäres Glück gefunden. Für mich hingegen wäre es nach den vielen Jahren der Entbehrungen, dem Tod meiner Mutter und weiterer Angehöriger ein grosser Trost, wenn meine Tochter bei mir wäre. Ich hoffe daher, dass Sie es mir nicht abschlagen, Ihre Überlegungen zu dieser Angelegenheit mitzuteilen.

Ihre Antwort erwarte ich mit Ungeduld.

Schustow

25. Januar 1944»

Mein Vater bekam zwar Antwort auf seinen Brief, aber nicht von Smakowski, sondern von unserer Nachbarin «Tante Walja». Sie schrieb, mein Stiefvater würde mich schlagen (was der Wahrheit entsprach), ich sei «sehr unglücklich» (als unglücklich

habe ich mich nicht empfunden), würde mich «an Papa Borja erinnern», er müsse mich «retten» usw.

Vater antwortete ihr unverzüglich: Ihm war alles recht, um mit mir in Kontakt zu kommen. Es entwickelte sich ein längerer Briefwechsel. Smakowski war inzwischen mit uns umgezogen, doch Tante Walja fand die neue Adresse heraus und übergab mir Vaters Brief. Leider gibt es von vielen Briefen weder Kopien noch das Original, aber einen meiner Briefe und seine Antwort heftete er in die «Akte» ein.

«Lieber Papa Borja! Ich habe Deinen Brief bekommen. Ich bin so froh, dass ich Dich wieder gefunden habe! Ich denke jeden Tag an Dich. Du fragst, wie es mir geht. Als ich acht Jahre alt war, hat mich Vater oft geschlagen wegen irgendwelcher Kleinigkeiten (das haben sogar Bekannte so gesagt). Seit einem Jahr verstehen wir uns ganz gut. Vater kümmert sich um mich, er liebt mich sehr. Ich würde gern zu Dir ziehen, aber mir tut Vater leid. Ich liebe auch ihn sehr (obwohl ich Dich mehr liebe), und es täte mir leid, ihn zu verlassen. Wenn du wüsstest, wie sehr ich Dich wiedersehen möchte. Am 1. Oktober muss ich in die Schule, ich gehe in die fünfte Klasse, in der zweiten Schicht. Wenn es möglich ist, komm besser Du nach Moskau. Vater hat jetzt eine solche Stellung, dass er häufig auf Dienstreise ist. Er will jemanden einstellen. Komm doch her und wohne mit bei uns, für das ganze-ganze Leben. Vater ist bestimmt einverstanden. Schreib mir, ob Oma Katja noch lebt und wie es Dir geht und wo Du wohnst. Wenn es nicht so weit weg ist, kannst Du

mich ja vielleicht in den Ferien zu Dir holen? Schick mir ein Foto von Dir. Ich sende Dir viele, viele Küsse. Deine Inna.»

«Meine geliebte Innotschka! Heute habe ich einen glücklichen Tag, denn heute habe ich Dich wiedergefunden, habe einen Brief von Dir erhalten, weiss jetzt, dass Du lebst, dass Du gesund bist und dass es Dir nicht so schlecht geht, wie ich befürchtet hatte.

Schon vor einem Jahr habe ich an Alexej Konstantinowitsch geschrieben, dass ich Dich suche, er hat mir aber nicht geantwortet. Die Monate vergingen und ich war schon völlig verzweifelt. Und da kommt heute plötzlich Dein Brief. Aber es ist noch nicht mein glücklichster Tag. Der glücklichste wird es sein, wenn ich mein geliebtes Töchterchen wiedersehe.

Ich wohne gar nicht so weit von Dir entfernt, von Moskau aus sind es vier Tage mit dem Zug. Aber jetzt ist Krieg, alle müssen an ihrem Platz sein, und es wird schwer werden, eine Reiseerlaubnis zu bekommen. Trotzdem habe ich mich schon darum gekümmert, vielleicht kann ich Dich in den Ferien besuchen. Bis dahin werden wir uns Briefe schreiben. Schreib, so oft Du kannst, mein Liebes. Schreib, ob Du gut isst, wer Dir jetzt das Essen kocht, in welche Schule Du gehst. Du schreibst so fehlerfrei und hast eine so schöne Schrift, dass ich Dir nicht mehr in Druckbuchstaben, sondern ganz normal schreiben werde.

Oma Katja hat Dich nicht vergessen, sie ist gestorben. Darum kann sie Dich auch nicht mehr besuchen. Aber sei nicht traurig, Innotschka. Denke immer daran, dass ich Dich mehr als alles

auf der Welt liebe. Ich denke stets an Dich. Der erste Gedanke, wenn ich aufwache, und der letzte, bevor ich einschlafe, gilt Dir, mein geliebtes Mädchen.

Dein Papa Borja.»

Nachdem mein Vater sich vergewissert hatte, dass ich gern mit ihm Zusammenleben würde, versuchte er Urlaub zu bekommen, um mich zu holen. Als sein Antrag aber abgelehnt wurde, fasst er einen Plan:

«Alexej Konstantinowitsch! Am 25. Januar 1944 habe ich Ihnen geschrieben, dass für mich die Zeit der Prüfungen vorbei ist, dass ich als Hauptbuchhalter auf einer Baustelle des NKWD arbeite, materiell gut abgesichert bin und meine Tochter Innotschka gern zu mir nehmen würde. Sie haben nicht geantwortet. (...) Für mich als gesetzlichen Vater ist es nicht nur Pflicht, sondern auch der innigste Wunsch, mich um meine leibliche Tochter zu kümmern. (...)

Iwan Nikitin, einer unserer Mitarbeiter und Überbringer dieses Briefes, führt alle notwendigen Dokumente mit sich und wird meine Tochter mitnehmen. Innotschka liebt mich, sie erinnert sich an mich, und ich bin sicher, dass sie gern zu mir kommt. Hier gibt es eine Grundschule, die sie besuchen kann ...

Beste Grüsse, Schustow

22. Oktober 1944.»

«Liebste Innotschka! Der Onkel, der Dir diesen Brief bringt, fährt in zehn Tagen zurück und kann Dich mitnehmen, mein

Liebes. Er wird Euch in zehn Tagen wieder besuchen, und dann sagst du ihm, ob Du mitfahren willst oder nicht. Wenn Du mitwillst, sag es Alexej Konstantinowitsch, ich habe ihm auch einen Brief geschrieben. Hier werde ich Dich dann empfangen, und wir werden zusammen sein. Es gibt hier eine Schule, in der du weiterlernen kannst. Ich sende Dir tausend Küsse, mein geliebtes Töchterchen, und ich hoffe, dass ich Dich ganz bald bei mir habe.

Dein Papa Borja.»

Es folgte eine Tragikomödie, die alle Beteiligten in Aufregung versetzte: Aus Angst, Smakowski würde mich nicht ziehen lassen, sondern hart bestrafen, nahm ich meine Lieblingspuppe, einen Beutel mit Haferflocken und ein paar Brotmarken und lief von zu Hause weg. Für Smakowski hinterliess ich einen Zettel, den ich mir ganz allein ausgedacht hatte: «Ich fahre zu meinem richtigen Vater und werde nie wieder zu Dir zurückkehren.»

Man fand mich selbstverständlich und brachte mich zurück nach Moskau.

Smakowski an meinen Vater:

«Die Vaterschaftsfrage war, wie Sie wissen, immer ungeklärt. Sie erinnern sich hoffentlich, dass wir bei einem unserer Treffen vereinbart hatten, uns erst darum zu kümmern, wenn Inna grösser ist. Sollten Sie darauf bestehen, dass dieser Zeitpunkt jetzt gekommen ist, dann würde ich Sie zunächst gern sehen wollen. Ich denke, dass wir gemeinsam herausfinden werden, wer der leibliche Vater ist – entweder durch eine Blutprobe

oder auf andere Weise. Aber ich möchte das Kind nicht beunruhigen, solange diese Frage nicht geklärt ist. Daher bitte ich Sie, ihr nicht mehr zu schreiben und keine wie auch immer bevollmächtigten Personen zu schicken (...)» (4.12.1944)

Vater an Smakowski:

«(...) Für mich war die Vaterschaftsfrage immer eindeutig. Ich habe nie daran gezweifelt (und tue es auch jetzt nicht), dass Inna meine Tochter ist. (...) Ich bin bereit, mit Ihnen über all Ihre Zweifel zu sprechen und jede Art von Blutanalyse machen zu lassen. Allerdings ist es für mich aus zwei Gründen kompliziert, nach Moskau zu kommen: Erstens erhalte ich nur mit Mühe eine Einreiseerlaubnis für die Hauptstadt, und zweitens bekomme ich nur schwer Urlaub. Ich werde aber alles unternehmen, um diese beiden Hindernisse zu überwinden (...)» (30.12.1944)

Vater wurde nervös, denn eine Moskaureise war nicht in Sicht. Als mein Stiefvater drohte, die Sache vor Gericht zu bringen, bat Vater seine zweite Frau Viktoria, mich vorerst zu sich zu nehmen. Sie zögerte, weil sie genug Sorgen mit ihrer eigenen Tochter hatte.

In seiner Verzweiflung wandte sich Vater an den Direktor meiner Schule.

Der Brief endete so:

«Wenn Inna so schnell wie möglich zu mir gebracht werden könnte, zahle ich alle Ausgaben für die Begleitperson (bis hier-

her sind es dreieinhalb Tage Fahrt mit dem Direktzug vom Kursker Bahnhof). Sollte es zu einer Gerichtsverhandlung kommen, schicke ich eine Vollmacht für Sie oder für eine andere Person Ihres Vertrauens oder für einen Anwalt.

Ich lege 300 Rubel bei, verwenden Sie das Geld so, wie Sie es für notwendig erachten – für Innas Schulbücher, für ihr Schulessen – kurz, für alles, was Sie für sinnvoll halten.

Ich hoffe auf Ihre Hilfe.

Schustow.»

Im Frühjahr 1944 suchte uns ein Beamter vom Jugendamt auf, der aufgrund von Vaters Brief prüfen wollte, wie es mir ging. Er fragte mich:

«Inna, möchtest du zu Schustow umziehen oder bei Smakowski bleiben?»

Völlig eingeschüchtert durch seinen Besuch und das kleine Verhör sah ich zum Stiefvater, der scheinbar unbeteiligt in einem Buch blätterte, und sagte:

«Bleiben.»

Der Beamte schien meine Angst zu spüren.

«Und wenn Du nachdenkst?», fragte er plötzlich mit weicherer Stimme.

«Umziehen», flüsterte ich kleinlaut.

Damit war alles entschieden. Von nun an prüfte ich beim Heimweg von der Schule das Gesicht jedes Passanten, ob er nicht mein Vater sein könnte.

Aber wir sahen uns erst am 21. Mai 1945 wieder, als Vater endlich nach Moskau kommen durfte. Ungefähr zehn Tage später nahm er mich mit nach Urdoma ins Gebiet Archangelsk.

In der kleinen Siedlung befand sich die Verwaltung des Sewsheldorlag, wo mein Vater als Hauptbuchhalter arbeitete.

Am 24. November 1991 stellte ich bei der Militärstaatsanwaltschaft des Obersten Gerichts der UdSSR den Antrag, das Urteil gegen meinen Vater zu überprüfen. Am 30. September 1994 wurde er rehabilitiert.

*

Inna Schustowa studierte am Pädagogischen Institut Moskau Philologie und arbeitete als Lektorin in verschiedenen Verlagen. Sie ist Autorin mehrerer Kinderbücher und hat 2012 ihre Erinnerungen unter dem Titel *Der Schatten des Rauchs* veröffentlicht.

Gawriil Gordon

**«Wenn Dir diese Seiten am Anfang Deines Weges
hilfreich sein können, wird mich
das glücklich machen.»**

Gawriil Gordon starb 1942 im Wolgograd an Unterernährung. Er hinterliess seinen Töchtern Jelisaweta und Irina zwei eng beschriebene Schulhefte. Auf dem Umschlag des ersten steht: «Kleine Einführung in die grosse Philosophie. Für meine liebe Lika.» Es war für die ältere Tochter Jelisaweta. Das zweite hat den Titel: «KLIO. Kurze Einführung in die Geschichte. Für meine liebe Tochter Irina.» Gordon hatte die Hefte 1937 geschrieben, als seine Töchter 17 und 13 Jahre alt waren.

Gawriil Ossipowitsch Gordon wurde am 8. Mai 1885 in der Stadt Spassk im Gebiet Tambow als Sohn eines Apothekers geboren. 1890 zog die Familie nach Moskau, wo Gordon bis 1909 an der historisch-philosophischen Fakultät der Moskauer Universität studierte. In den Jahren 1906/07 war er Gasthörer an der Universität Marburg und besuchte das «Sommersemester für Philosophie» bei Hermann Cohen und Paul Natorp, den Begründern der Marburger Schule des Neukantianismus. Sein Studium finanzierte Gordon als Nachhilfelehrer in der Familie von Sergej Schtschukin, einem berühmten Moskauer Kunstsammler.

Nach dem Studium unterrichtete Gordon in Moskau Ge-

schichte des Altertums und studierte nebenbei Pädagogik. 1911 heiratete er Jelisaweta Woskressenskaja, die zu dieser Zeit an der Höheren Frauenschule in Moskau studierte. 1914, kurz vor Ausbruch des Krieges, bereiste er historische Stätten in Griechenland und der Türkei. Im Ersten Weltkrieg war er Kompaniechef, nahm u.a. an der Schlacht im weissrussischen Baranowitschi teil und war 1918 Delegationsmitglied bei den Friedensverhandlungen mit den Deutschen an diesem Frontabschnitt. 1919 trat er in die Partei der Bolschewiki ein, wurde zur Roten Armee eingezogen und war Mitglied des Revolutionskomitees von Morschansk. Nach dem Ende des Bürgerkriegs wurde er Professor an der Universität von Tambow und gründete dort eine wissenschaftlichphilosophische Gesellschaft.

Es folgte eine glänzende Karriere in Moskau. Gordon wurde Kollegiumsmitglied des Volksbildungskommissariats der RSFSR, engster Vertrauter von Nadeshda Krupskaja, stellvertretender Vorsitzender des Hochschulrates, Mitglied der Pädagogischen Sektion des staatlichen Wissenschaftsrates. Er war Professor an zwei Moskauer Universitäten, hielt Vorlesungen in Logik, Pädagogik und zur Geschichte der revolutionären Bewegungen in Europa, verfasste mehrere Geschichtslehrbücher und betätigte sich als Verleger.

Gordon war ein Multitalent, die Vielfalt seiner Interessen war frappierend. Während seines Studiums hatte er nicht nur sämtliche griechischen Tragödien im Original gelesen, sondern auch die Klassiker der deutschen und französischen Philosophie – Spinoza, Kant, Hegel, Marx. Zudem war er ein begeisterter Pianist und unterrichtete von 1924 bis 1926 Musikgeschichte an der Moskauer Musikhochschule.

Eine wesentliche Rolle spielte Gordon auch in der sowjetischen Pädagogik, wo er sich für die systematische Vermittlung von Geschichte einsetzte und dafür ein eigenständiges Unterrichtsfach forderte.

Dmitri Lichatschow²⁵, der gemeinsam mit Gawriil Gordon im Lager von Solowki war, schrieb über ihn in seinen Erinnerungen: «Weder seine Artikel, noch seine Lehrbücher geben eine Vorstellung vom kolossalen Umfang seines Wissens. Er war perfekt in Altgriechisch und Deutsch, konnte sehr gut Latein und Französisch, sprach Italienisch, las Englisch, Spanisch, Schwedisch und alle slawischen Sprachen. Unablässig wollte er Neues erfahren. In Solowki lernte er vom Mufti der Moskauer Moschee Arabisch und gab ihm im Gegenzug Unterricht in Altgriechisch.»

Gordons Sohn Georgi schildert ihn als hervorragenden Redner. «Er sprach frei, temperamentvoll und zugleich konzentriert, anschaulich, verständlich, ohne pseudowissenschaftliche Kompliziertheit, bekam schnell Kontakt zu seinen Zuhörern. (...) Er war ein guter Reiter, Schütze, Schachspieler und Pianist (sogar so gut, dass berühmte Pianisten mit ihm vierhändig spielten). Er stellte hohe Anforderungen an seine Umgebung, war grundanständig und uneigennützig, immer offen und von einer Ehrlichkeit, die an Naivität grenzte. (...) Er vertrug sich gut mit anderen, hatte viele enge Freunde, machte sich aber ebenso schnell Feinde, vor allem unter jenen, für die Talent und Anständigkeit ein Grund für Misstrauen war.»

Was hatte ein Mann von diesem Format in Sowjetrußland zu erwarten? Sergej Larkow²⁶ schrieb über Gordon: «Für solche Menschen war kein Platz in der neuen, sowjetischen Gemeinschaft, sie waren viel zu individuell, provozierten durch ihre

Präsenz, weckten Neid mit ihrem Talent. Ihr Leidensweg war vorherbestimmt»

Im Herbst 1929 wurde Gawrril Gordon zum ersten Mal verhaftet und wegen Spionage zu zehn Jahren Arbeits- und Besserungslagerverurteilt. Er kam nach Solowki, das Straflager auf den Solowezki-Inseln.

Aus den Erinnerungen von Dmitri Lichatschow:

«Er fiel immer auf, wenn er irgendwo auftauchte, obwohl er nie den Rang einnahm, der ihm eigentlich im Leben zustand. Unsere junge Truppe nahm sich seiner sofort an, und so wurde er bald in die siebente Kompanie gesteckt, die «Künstlerkompanie» und konnte im kriminologischen Kabinett arbeiten.²⁷ Wir sorgten dafür, dass er nicht allzu sehr auffiel – beim Durchzählen nicht in der ersten Reihe stand, in den Fluren der Lagerverwaltung nicht zu laut sprach. Aber er machte auch aus der hintersten Reihe seine Bemerkungen, wenn unser Kommandeur A. Kunst seine Standpauke bei dertäglichen Kontrolle hielt. Diese Bemerkungen (zustimmendes Kopfnicken oder scharfsinnige Fragen, die den Nonsens des Gesagten offensichtlich machten) hätten jeden anderen Kommandeur zur Weissglut gebracht, Kunst aber, obwohl ziemlich gerissen, zeichnete sich nicht durch besonderen Verstand aus. (...) Für die jungen Leute in Solowki war Gordon so etwas wie eine wandelnde Universität: Er konnte nicht nur zu jeder beliebigen Frage Auskunft geben, sondern hielt auch gern mal für ein oder zwei Leute aus dem Stegreif eine Vorlesung mit dazugehörigen bibliografischen Angaben. Und was für uns besonders wichtig war – er konnte auf Deutsch aus Goethes *Faust* zitieren, für den wir uns damals sehr interessierten. (...) Die jungen Leute fühl-

ten sich angezogen von Gordons Jovialität, seiner Unmittelbarkeit und fehlenden Eitelkeit (die den meisten Professoren eigen ist), seiner Direktheit und Offenheit. Ständig geriet er in irgendeine Zwickmühle und machte sich Feinde, was zu der Zeit höchst gefährlich war (...)»

1931 wurde Gordons Urteil umgewandelt in fünf Jahre Verbannung. Er kam nach Swerdlowsk, arbeitete als Berater für Unterrichtsmethodik in der Schulverwaltung und schrieb ein Schulbuch für Geografie.

«Liebste Lika! Gestern habe ich Deine Karte erhalten. Du fragst, ob ich das Päckchen mit den Büchern bekommen habe. Ich habe alles bekommen und Dir das auch geschrieben, also ist der Brief verloren gegangen. Wenn das Schulbuch gedruckt wird, schicke ich es Dir und Irotschka: es kann für Euch von Nutzen sein. ,Krieg und Friedern kannst Du ruhig lesen. Wie kommst Du darauf, dass wir uns in einem oder anderthalb Monaten sehen könnten?

Das Homonym (und nicht Hamonym, wie Du schreibst) hätte ich ohne Deine Hilfe nicht erraten: Ich bin sehr dumm geworden. Ich langweile mich sehr ohne Dich, ohne Irotschka, ohne Mama, ohne Jura und Tante Alja. Schreib mir häufiger: Ich liebe es, Deine Briefe zu lesen. Ich küsse Dich auf Deine Füsschen und Dein Ohrchen. Papa.

Liebste Irotschka! Danke für Deinen Brief, den Tante Alja nach Deinem Diktat geschrieben hat. Ich hatte vor Kurzem Besuch von Murzilka, dem Doktor Mas-Peremas, dem kleinen Däumling, Kroschetschka-Chawroschetschka, dem Schneider und der

Elle.²⁸ Ich habe sie mit einem Tropfen Honig bewirtet und einem Krümelchen Brot. Wir haben uns über Dich unterhalten, und sie haben mir versprochen, Dich zu besuchen. Aber sie können nur nachts kommen: Gib Acht und verpasse sie nicht! Schreib mir, was die Schule macht. Ich sende Dir tausend Küsse. Gib Mama und Tante Alja ein Küsschen. Papa.» (22.9.1932)

«Liebste Lika! Gestern habe ich Deine Karte vom 26. Dezember erhalten. Wie schön, dass Deine Musikprüfung so gut verlaufen ist. Es freut mich sehr, dass Du gute Stücke spielst. Es gibt so viel wunderbare Musik von Bach, Mozart, Händel, Beethoven und anderen bedeutenden Komponisten, da muss man keine schlechten Sachen spielen. Schumann hat junge Musiker ermahnt, nur wahre, schöne Musik zu spielen und sich nicht den Geschmack verderben zu lassen von schlechten Walzern, Polkas, Galopp-Tänzen und ähnlichem Unfug. Daher bin ich froh, dass Du mit Bach, Händel und Mozart Spielen lernst und nicht mit dem ‚Gebet der Jungfrau‘ (frag Mama, sie kennt dieses grauenvolle Stück von Madam Bondashewskaja). Eine kleine Bemerkung: Du schreibst, der Kater sei ein Verwandter vom Luchs, dabei ist er doch sein Verwandter! Ich küsse Dich ganz oft auf Dein Näschen und die Ohrchen. Gib Irotschka, Mama, Jura und Tante Alja einen Kuss. Ich liebe Dich sehr. Papa.» (3.1.1933)

«Im April 1933, am 29. Tag.
In der Stadt Jekaterinburg, heute Swerdlowsk genannt.

Hochverehrte Herrin und Gebieterin Jelisaweta Gawrilowna!
Ich hege den dringenden Wunsch, Eurer geschätzten Aufmerksamkeit das höchst erstaunliche Buch eines französischen Musikanten, eines gewissen Herren Franz Joseph Gossec, darzubringen, welcher ein langes Leben in unermüdlichem Fleiss verbrachte, dessen Resultat ich eiligst Euch zu übermitteln bemüht bin, wobei ich mir erlaubt habe, dem Büchlein ein kleines Wörterbuch beizulegen, das, ohne Euer Wohlgeboren nahetreten zu wollen, Euch in die Lage versetzen möge, die vom Verfasser in reichlichem Überfluss verwendeten, nicht allen und jedem hingegen vertrauten Wendungen zu verstehen. Erfüllt von Ungeduld erwarte ich Euer höchst geschätztes Urteil zu diesem Buch. Ich erlaube mir zu erwähnen, welch unbändige Sehnsucht mich erfasst nach Euren Briefen, gleichwohl nach solchen von Eurer Mama und Eurem Bruder und Eurer Schwester, da ich solche zu erhalten lange nicht das Glück hatte. Oh, wie traurig ist mein Leben, fernab aller Menschen, denen meine ganze Liebe und mein Herz gehört! Dennoch unverzagt an Fortuna glaubend, jene den alten Römern gewogene Göttin, habe die Ehre mich von Euch, hochverehrte Herrin und Gebieterin, zu verabschieden als Euer untertänigster Diener und Erzeuger. Sollte es Euch keine Umstände bereiten, so bitte ich Euch herzlichst, Eure Frau Mama, Euren Herrn Bruder, Eure Schwester, Eure Tante Olga Alexandrowna tausendfach zu Herzen.
P.S.: Auch Eurem Hühnchen meine tiefste Verehrung und ein langes Leben!»

Gordon wurde vorzeitig entlassen und kehrte 1933 nach Moskau zurück. Er gab Geschichtsunterricht an Schulen, betätigte sich als Literaturübersetzer, erledigte Honoraraufträge für den Akademie-Verlag (u.a. erschien *Spartakus* von Raffaello Giovannoli mit seinen Kommentaren).

Seine Freiheit währte nicht lange. Am 31. Juli 1936 folgte die nächste Verhaftung. Eine Mitarbeiterin des Akademie-Verlages hatte dem NKWD Gordons Äusserungen über die neue Verfassung zugetragen, deren Entwurf damals öffentlich diskutiert wurde. Gordon soll gesagt haben: «Die Verfassung wird ein bedeutsames Dokument der Menschheitsgeschichte, sofern sie sich nicht als Bluff entpuppt.»

Die Sonderkommission des NKWD verurteilte ihn nach § 58-10 zu fünf Jahren Arbeits- und Erziehungslager. Gawriil Gordon kam ins Wolgogol und arbeitete als Wächter auf der Baustelle des Ugliitscher Wasserkraftwerks. In dieses Lager, nicht weit von Moskau entfernt, kam er nur dank der Fürsprache von Lenins Witwe, Nadeshda Krupskaja.

«Liebste Lika! Ich habe Dir lange nicht geschrieben: Es war zu schwierig. Ich mache mir Sorgen wegen Deiner Aufnahmeprüfungen für die Musikhochschule. Wie hast Du gesungen? Voller Ungeduld erwarte ich Deinen Bericht. Ich wollte Dir Folgendes sagen: Wenn Du Zeit hast, nimm Dir (vom Regal in der Küche) das schmale Buch von Anton Rubinstein ‚Musik und Meisten (oder so ähnlich) und versuch es zu lesen: Das ist eine gute Deutsch-Übung, und ausserdem ist es interessant, wenn auch in musikalischer Hinsicht etwas konservativ. Aber es ist im positiven Sinne konservativ – von erlesenem Geschmack und tiefgehendem Musik Verständnis. Rubinstein (genau in diesem

Moment – nehme es der Teufel!²⁹ krächzen Ausschnitte aus seinem ‚Dämon‘ im Radio, gespielt mit Domra und Balalaika) war ein grossartiger Musiker. Und wenn Deine Geduld noch reicht, dann lies die interessantesten Kapitel von Naumanns ‚Musikgeschichte‘³⁰ die ebenfalls in der Küche weilt. Das Buch enthält viele spannende Abbildungen. Ich habe es vor 28 Jahren von Schtschukin geschenkt bekommen. Mach’s gut, mein Kätzchen. Gib Mama, Irotschka und Jurascha einen Kuss. Bei mir ist bislang alles in Ordnung. Ich sende Dir viele Küsse und umarme Dich. Papa.» (21.8.1937)

Auf der Baustelle des Uglitscher Wasserkraftwerks schrieb Gordon seine *Erzählung über mein Leben* und die beiden Hefte für seine Töchter – *Einführung in die Philosophie* und *Einführung in die Geschichte*. Sie zeugen von grosser Allgemeinbildung und einem unglaublichen Gedächtnis. Gordon zitiert russische und ausländische Gelehrte fast wörtlich und oft sogar in Originalsprache, ohne auch nur ein Buch zur Verfügung zu haben.

Seiner Tochter Jelisaweta schrieb Gordon:

«Diese Aufzeichnungen habe ich an verschiedenen Orten gemacht: In dem von Lärm und obszönen Flüchen angefüllten Büro des Baustabes, oder nachts in der Baracke, während fremde und mir gleichgültige Menschen neben mir schnarchten. Ich schrieb an Tagen der Ungewissheit und der zermürbenden Erwartung neuer Prüfungen. Aber während ich schrieb, führten mich die grosse Liebe zu Dir, mein Töchterchen, und die Erinne-

rung an meine früheren philosophischen Studien heraus aus der qualvollen Realität, und ich konnte eintauchen in jene Welt des reinen Gedankens und der betörenden Bilder vergangener Zeiten, die, neben der Musik, immer mein wahres ‚Ichs‘ ausgemacht haben. Diese kleine ‚Einführung‘ ist bei Weitem nicht perfekt. Ich schrieb sie gleich in Reinschrift und ohne wissenschaftliche Arbeiten nutzen zu können (die gibt es hier nicht), dennoch hoffe ich, dass sie Dir ein paar Hinweise gibt, was an der Philosophie interessant ist, falls Du Dich wirklich einmal damit beschäftigen willst. Natürlich sind Stil und Aufbau des Textes geprägt von meiner eigenen, eher assoziativen Denkweise. Dennoch habe ich versucht, objektiv zu sein und Dir, ohne etwas vorwegzunehmen, eine Vorstellung von der Vielfalt der Philosophie und ihrer Fragestellungen zu geben (...)

Etwas weiter unten: *«Wenn Dir diese Seiten am Anfang Deines Weges hilfreich sein können, wird mich das glücklich machen.»*

Aus den Erinnerungen von Irina Gordon:

«Lika, meine ältere Schwester, war Vaters Lieblingstochter. Sie starb 1940 im Alter von 19 Jahren, im zweiten Jahr ihres Mathematikstudiums an der Moskauer Universität. Mama wusste nicht, wie sie es Vater beibringen sollte, und beschloss, es bis zu seiner Entlassung vor ihm geheim zu halten. Ich schrieb ihm, dass Lika in den Komsomol eingetreten sei und schwören musste, den Kontakt zu ihrem inhaftierten Vater abzubrechen.»

Gordons Haftstrafe ging im August 1941 eigentlich zu Ende, da aber kurz zuvor der Krieg ausgebrochen war, wurde er nicht entlassen. Im Januar 1942 starb Gawriil Gordon an Unterernährung.

Sein Sohn zog in den Erinnerungen an seinen Vater die bittere Bilanz:

«Von den 32 Jahren, die ihm nach Abschluss des Studiums bis zu seinem Tod blieben, wurden ihm acht Jahre durch den Militärdienst, acht Jahre durch die Lagerhaft und zwei Jahre durch die Verbannung genommen. So konnte er nur einen kleinen Teil dessen verwirklichen, was ihm aufgrund seiner Fähigkeiten, seiner Bildung und seiner Liebe zur Wissenschaft möglich gewesen wäre.»

Gawriil Gordon wurde am 18. April 1957 rehabilitiert.

*

Sein Sohn Georgi (1911-1987) absolvierte das Moskauer Institut für Geodäsie und Kartografie und arbeitete als Konstruktionsingenieur.

Seine Tochter Irina studierte Anglistik und arbeitete als Literaturübersetzerin. Sie starb 2010 im Alter von 85 Jahren in Moskau.

Wladimir Lewitski

**«Ich will nur noch eins – Euch wiedersehen
und sterben, mehr nicht.»**

Wladimir Lewitski (1883-1937) wurde 1931 in Kursk verhaftet, zu zehn Jahren Lagerhaft verurteilt und nach Sibirien deportiert, von wo er nie zurückkehrte, denn 1937 wurde er in einem zweiten Prozess zum Tode verurteilt und erschossen. Er schickte aus dem Lager mehr als zweihundert Briefe nach Kursk, vielen fügte er eigene Zeichnungen bei. Die Briefe gingen an seine Frau Natalja und den zum Zeitpunkt seiner Verhaftung 15-jährigen Sohn Oleg. Ein Grossteil der im Familienarchiv erhaltenen Briefe wurden 2009 von Lewitskis Enkelin Natalja Petranowskaja als Buch herausgegeben.

Wladimir Wladimirowitsch Lewitski wurde 1883 in dem ukrainischen Dorf Russkaja Poljana im Gouvernement Kiew als Sohn eines Geistlichen geboren. Er studierte zunächst zwei Semester Jura an der Universität Kiew, entschied sich dann aber für eine Militärlaufbahn, wurde Soldat, ging auf eine Junkerschule und machte bald Karriere. 1901 lernte der junge Leutnant in Kursk seine zukünftige Frau Natalja kennen, die Tochter eines Kaufmanns und Cafébesitzers, 1903 heirateten sie. Lewitski brachte es bis zum Kompaniechef, doch 1905 nahm seine Militärlaufbahn eine unerwartete Wendung-er wurde als Lehrer an die Kadettenschule nach Orjol abkommandiert. Die folgenden Jah-

re waren die glücklichsten für Lewitski und seine Frau. Sie bewohnten fünf Zimmer im Offiziersflügel gleich neben der Schule, die gut bezahlte Lehrtätigkeit machte ihm Freude, sie hatten Dienstpersonal und führten eine harmonische Ehe. Lewitski war ein leidenschaftlicher Hobbyfotograf, er sammelte Münzen und Briefmarken. 1915 wurde sein Sohn Oleg geboren.

Wladimir Lewitski war sehr gewissenhaft, die Fotografien jener Jahre zeigen einen schneidigen, breitschultrigen Offizier mit Orden, Epauletten, Säbel, gezwirbeltem Schnurrbart.

Nach der Oktoberrevolution 1917 wurde die Kadettenschule sofort geschlossen, Lewitski musste an eine staatliche Schule wechseln. Während des Bürgerkriegs diente er in der Roten Armee an der ukrainischen Front. In den Erinnerungen seines Sohnes findet sich die Beurteilung eines Vorgesetzten über Lewitski: «Er besitzt einen starken Willen, Entschlossenheit, hohe Disziplin, verfügt über die notwendigen Kenntnisse für eine Kommandeurs-, Verwaltungs- oder Lehrtätigkeit. Ist äusserst genau und pflichtbewusst, geht mit Untergebenen gerecht und korrekt um, kümmert sich um ihre Belange, ist immer hilfsbereit.»

Nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst ging Lewitski mit seiner Familie zurück nach Kursk und führte ein bescheidenes Angestelltendasein.

Das Unglück kam für ihn aus einer völlig unerwarteten Richtung. Anfang der Dreissigerjahre hatte die Regierung beschlossen, gegen alle informellen gesellschaftlichen Organisationen des Landes vorzugehen, weil freiwillige Vereinigungen nur schwer zu kontrollieren waren, ihre soziale Zusammensetzung

schien verdächtig. Selbst eindeutig linientreue Organisationen wie die RAPP (Russische Assoziation proletarischer Schriftsteller) wurden plötzlich verfolgt, aber auch der Verband der Gartenfreunde, die Dichterunion, die Exlibris-Gesellschaft, die Gesellschaft marxistischer Historiker, die Bücherfreunde, die Beethoven-Gesellschaft und viele andere. Einer der ersten Verbände, die «unter den Hammer» kamen, war der Gesamtrossische Philatelistenverband, in dem auch Lewitski aktiv war.

1925 hatte er in Kursk einen solchen Verband gegründet und war dessen Vorsitzender. Seine guten Deutsch- und Französischkenntnisse waren hilfreich beim Briefwechsel mit Tauschpartnern in Deutschland, in der Schweiz, Frankreich, Dänemark, Holland und Lateinamerika. Allein dieser Briefwechsel erweckte Verdacht beim Geheimdienst, zumal die Briefe der Philatelisten endlose Ziffernreihen enthielten, die man leicht für codierte Mitteilungen halten konnte (es handelte sich lediglich um die Katalognummern von Briefmarken).

Aus den Erinnerungen von Oleg Lewitski:

«Anfang Januar 1931 kam mein Vater eines Tages besorgt nach Hause und sagte zu meiner Mutter, er sei von der GPU in die Bebelstr. 6 vorgeladen worden. Ich war damals 15 Jahre alt und nahm es nicht weiter ernst, meine Mutter aber war sehr besorgt. Am 18. März wurden wir nachts von heftigem Türklopfen geweckt. Es kamen zwei Männer herein, ein Rotarmist mit Karabiner und sein Vorgesetzter in Zivil – Untersuchungsführer Kotow, wie sich herausstellte. Ich weiss nicht mehr, ob Zeugen dabei waren. Kotow wies sich aus und begann mit der Durchsuchung (...) Nach der Haussuchung sagte Kotow zu meiner

Mutter, dass ihr Mann für eine halbe Stunde mit zur GPU kommen müsse (das Gebäude befand sich in unserer Nähe) und bald wieder nach Hause käme. Vater nahm die Mappe mit den Briefen seiner Tauschpartner, den Briefmarkenkatalog und ein paar Papiere unter den Arm, dann gingen sie. Mutter und ich ahnten nicht, dass Vater für immer fortgegangen war.»

Vom 18. März bis zum 3. August 1931 wurde Lewitski im Kursker Untersuchungsgefängnis festgehalten, verhört und vermutlich auch geschlagen. Lewitski wurde beschuldigt, einer konterrevolutionären Offiziersvereinigung anzugehören; er wurde zu zehn Jahren Freiheitsentzug verurteilt und nach Sibirien deportiert.

Aus den Erinnerungen von Oleg Lewitski:

«Der Zug sollte in der Nacht abfahren, auf dem Bahnsteig versammelten sich die Angehörigen, viele weinten. Ich ging zu seinem Wagen, um Vater eine Teekanne und Lebensmittel für unterwegs zu übergeben. Er liess die Kanne bewusst fallen, damit ich sie aufheben und er meine Hand halten konnte. Das war am 12. August 1931.»

Im Lager war Lewitski zunächst innerhalb der Lagerverwaltung zuständig für die «Statistik besonderer Umsiedler», wie die nach Sibirien deportierten Bauern genannt wurden. Er durfte sich unbewacht bewegen, unternahm Dienstreisen, wohnte ausserhalb des Lagers in der Kommandantur, bekam ein Gehalt, erträgliches Essen und genoss einige Privilegien.

«Ich habe jetzt eine Arbeit und bin ein völlig freier Bürger, mit einer Einschränkung – ich habe kein Recht auf Urlaub. In allem anderen bin ich frei. Meine Arbeit besteht darin, Umsiedler aufzunehmen und zu registrieren.» (16.10.1931)

«Ich denke immer, ich wäre auf einer Dienstreise, sogar die qualvollen acht Monate sind vergessen, so sehr freue ich mich, dass ich in Freiheit bin, was für ein grosses Glück – auf freiem Fuss zu sein (...)» (17.11.1931)

«Ich bin in einer Wohnung für Freie. (...) So kann ich mich wenigstens abends, wenn ich nach Hause komme, von den vielen Menschen erholen und bei Kerzenlicht Zeitung lesen und Tee trinken, und gegen 9-10 Uhr gehe ich schlafen.» (21.11.1931)

«Wir gelten alle als Gefangene (...) aber man schickt uns zur Arbeit und zum Dienst und sagt, dass wir zu 90 % frei sind, nur haben wir nicht das Recht, uns von der Dienststelle zu entfernen, aber Dienstreisen machen wir trotzdem, fahren von unserem Ort aus bis nach Kusnezsk und Nowosibirsk. (...) Meine Situation ist also folgende: Ich gelte offiziell nicht als Verbannter und nicht als Umsiedler (wie die ausgesiedelten Kulaken), sondern ich werde vom Lager abkommandiert zum Dienst, wobei sich durch den Dienst meine Haftzeit um ein Viertel verkürzt (...)» (11.1.1932)

Lewitski hatte das Recht, eine Zeitung zu abonnieren, Lebensmittel auf dem Markt und im Laden einzukaufen, Briefe und

Päckchen ohne Einschränkungen zu verschicken und zu erhalten, und er durfte sich sogar mit seinen geliebten Briefmarken beschäftigen. «*Heute ist für mich ein Festtag. Ich habe 12 Nummern der Zeitschrift ‚Der sowjetische Briefmarkensammler‘ von 1931 aus Nowosibirsk bekommen*», schrieb er seinem Sohn. «*Schade, dass wir sie nicht gemeinsam lesen können, Oljuscha.*» (16.4.1932) Lewitski durfte von seinem Gehalt auch Geld nach Hause schicken. Er musste viel arbeiten, war aber mit dieser Büroarbeit vertraut:

«Ich sitze jetzt allein in einem Zimmer, nebenan ist der Raum mit der ‚roten Ecke‘³¹, dort steht ein Radio (...) Neulich lief Musik, ein Walzer aus der Operette ‚Der Bettelstudent‘, und ich dachte daran, wie ich mit Deiner Mutter diese Operette in Petersburg gehört habe, da musste ich weinen (ich war allein im Zimmer), aber das war nur das eine Mal, ansonsten fühle ich mich wohl, wenn ich unter Menschen bin und arbeite.» (9.2.1932)

«Lieber Oljuscha! Ich schicke Dir ein Buch für Deine Bibliothek. Du solltest Bücher sammeln, es wird eine Genugtuung für Dich sein, eine eigene Bibliothek zu besitzen, selbst wenn sie noch so klein ist. Ich schicke Dir auch ein eigenes ‚Ex libris‘-Zeichen für Deine kleine Bibliothek.» (20.4.1932)

Im Juli 1932 wurde Lewitski 1'000 Kilometer weiter nach Osten verlegt, nach Olchowka. Er hatte auch dort einen besonderen Status – er arbeitete nicht wie die übrigen Gefangenen in der Goldmine, sondern wurde als Leiter der Registrierung eingesetzt und wohnte ausserhalb des Bergwerks im Gebäude der

Kommandantur. Anfangs waren sie zu dritt, später zu zweit in einem Zimmer. Er schrieb sich in die Bibliothek ein und las mit grosser Leidenschaft die russischen Klassiker – Lew Tolstoi, Iwan Gontscharow, Michail Saltykow-Stschedrin, Nikolai Leskow.

«Liebe Natascha, lieber Oljuscha! Lest diese Erzählung («Lew-scha» von Nikolai Leskow – Anm. d. Red.). Oljuscha, besorg sie Dir und lies sie Deiner Mutter vor. Ich habe sie mit grosser Begeisterung gelesen.» (6.8.1933)

«Liebe Natascha, lieber Oljuscha! Zunächst einmal wünsche ich Euch alles Gute zum neuen Jahr. Vielleicht bringt das Jahr 1934 uns etwas Erfreuliches. Heute ist nach dem alten Kalender der 25. Dezember, also der erste Weihnachtstag.

Ich habe heute Euren gemeinsamen Brief bekommen. Wie schön, dass es Euch gut geht und dass es in Eurer Wohnung warm ist. Die Agitprop-Marke mit Gorki für 10 Kopeken, die im Brief lag, sieht schön aus. Ja, der Winter ist in diesem Jahr heftig, zum einen begann er frühzeitig, schon am 25. September, und ausserdem ist er sehr kalt, aber es geht in Wellen, mal ist es sehr kalt, mal warm. Drei Tage Frost, drei Tage warm, so geht das schon drei Monate lang, was nicht schlimm ist, obwohl wir schon 45° minus hatten, aber ich empfand es gar nicht so. Wahrscheinlich, weil es in unserem neuen Zimmer warm ist, wir heizen zweimal am Tag, und im Büro ist es auch warm, die neuen Holländer-Öfen haben eine grosse Heizfläche und geben viel Wärme ab, obwohl im Büro nur einmal am Tag geheizt wird,

morgens, aber es ist den ganzen Tag warm. Ausserdem habe ich warme Sachen, ziehe die Filzstiefel nicht aus, sie halten schön warm. Ab heute ist Wsewolod Pawlowitsch für acht Tage auf Dienstreise, 100 Kilometer mit dem Pferd. Er hat einen Pelzmantel bekommen, den hat er über seinen Halbpelz angezogen und ist losgefahren. Ich bin jetzt allein im Zimmer. Unsere Kammer ist voller Holz, ich habe mir welches geholt und geheizt, nun sitze ich am Ofen, wärme mich und schreibe Euch. Und morgen früh um acht heize ich wieder. Es gibt viel Schnee in diesem Jahr, auf den Dächern liegt er schon fast zwei Meter hoch.

Gestern sagte Z.P. zu mir: heute ist Heiligabend und bei uns in Russland werden aus diesem Anlass doch Piroggen gebacken, und Kutja, das Fastenbrot, lassen Sie uns den Abend gemeinsam begehen. Er besorgte Milch und wir kochten uns Kaffee, öffneten eine Konservendose, die Z.P. lange aufgehoben hatte, und gingen nicht zum Abendbrot, sondern assen abends um 9 den eingelegten Fisch, der war ganz zart und schmeckte vorzüglich, so ähnlich wie ein Nawaga. Wir tranken jeder zwei Tassen Kaffee mit Milch und Zucker, dachten an unsere Angehörigen und unsere Liebsten, mit denen wir früher den heiligen Abend auf menschliche Art verbringen konnten, während wir jetzt wie Mäuse in der Falle sitzen. Heute habe ich Folgendes zum Mittag gegessen, Natascha: eine Kohlsuppe für 30 Kopeken und ein Stück falscher Hase mit Makkaroni für 45 Kopeken, zum Abendessen habe ich Gulasch genommen für 55 Kopeken. Also habe ich insgesamt 1,30 Rubel für den ganzen Tag ver-

braucht. Ein günstiger Tag, und satt bin ich auch, manchmal gibt man zwei Rubel aus und bleibt hungrig.

Oljuscha! Ich lese jetzt Saltykow-Schtschedrin, seine Skizzen aus dem Gouvernment, er schreibt sehr interessante Sachen. Ich rate Dir, ihn zu lesen. Und neulich fiel mir in der Bibliothek ein Buch von Swjatkowski in die Hände ‚Unterhaltsame Statistik, mit 72 Abbildungen, vom Verlag ‚Wremja‘ aus Leningrad. Ein Haufen kuriose Geschichten aus dem Bereich der Statistik mit interessanten Beispielen und Fakten, solltest Du Zeit haben, lies es. Und dann noch eine Neuigkeit, Oljuscha! In unserer Behörde wird eine Bibliothek eingerichtet. Es sind bereits eine Menge Bücher da. Ich habe schon Gontscharows ‚Fregatte Palas‘ gesehen, das will ich lesen, darin geht es ums Reisen und eine Weltumsegelung.

Was unsere Versorgung angeht, so ist Folgendes zu berichten: Als man in Nowosibirsk erfuhr, dass die Strecke von Minusinsk bis Olchowka 200 Kilometer lang ist und jeder Transport sehr teuer wäre, hat man uns im ersten Quartal keine Lebensmittel mehr geschickt, wahrscheinlich bekommen wir das Geld dafür ausbezahlt. Bisher aber bekommen wir die alten Lebensmittelkarten und Marken für die Kantine, und wir müssen uns noch nichts kochen, aber für November und Dezember werden wir wohl Geld für Lebensmittel bekommen.

Oljuscha! Hast Du Petrin meine Briefmarken gezeigt? Was hat er zu meinen Alben gesagt? Das interessiert mich sehr.

{Zeichnung eines bärtigen Mannes mit Jackett, Filzstiefeln und einer Mütze}:

Oljuscha! Du denkst vielleicht, ich trage einen Kittel, nein, ich habe das gleiche Jackett an, wie ich es mal für Larion gekauft habe, für 25 Rubel, nur hat er ein schwarzes und meins ist dunkelblau. Ich habe versucht mich zu zeichnen, die Beine sind allerdings etwas kurz geraten, und das Jackett ist länger als in Wirklichkeit. Genug davon.

Was noch – ich habe eine besondere Methode, am Ofen zu sitzen, erfunden. Da der Ofen unten kaum warm wird, oben aber heiss ist, mache ich es so: Ich stelle zwei Hocker übereinander und sitze auf dem oberen, und dort in der zweiten Etage ist die Luft warm und am Rücken ist es heiss. Z. P. nennt mich ‚Ramses auf dem Throm. Das ist meine Lieblingspose, und abends vor dem Schlafengehen sitze ich so, bis ich fast eindöse. Z.P. hat gesagt, wenn es draussen noch kälter wird, wird er einen dritten Hocker draufstellen, und dann sitzt er noch höher.

Für neue Wäsche- und Buchpakete muss ich Geld sparen, dann kann ich wieder ein Paket zusammenstellen, jetzt geht das noch nicht. Ich warte auf mein Geld für Lebensmittel für zwei Monate. Ich hatte sehr auf die Dienstreise nach Tomsk gehofft, aber die ist abgesagt worden, ich hätte sonst fünf Rubel pro Tag und noch drei Rubel für die Übernachtung bekommen, aber es ist nichts daraus geworden. Schade, dass ihr keinen Strom habt, wir haben mehr als genug davon, es brennt immer Licht und der Strom ist selten unterbrochen. In meinem letzten Brief habe ich unsere Lampen aufgemalt, wie haben sie Euch gefallen?

Natascha! Stickst Du noch so viel, und was machen Deine Augen? Oljuscha! Was liest Du gerade? Bestell bitte dem Papa von

Senitschka einen Gruss, und Sina, Nikolai Dmitrijewitsch, Rafael und seiner Frau und ihrer Mama, und Nastja sag, dass Lurje mir ein gutes Rezept gegen Ischias gegeben hat, irgendeine Salbe. Wir haben im Büro Kalender für 1934 bekommen. Auf meinem ist der ‚Partisan auf dem Dach‘ abgebildet. Bei Z.P. ist Puschkin drauf.

Oljuscha! Ich schicke Dir ein Blatt aus dem Kalender. Natascha! Ich bin gesund und will es bleiben, bis ich zurückkehre, damit ich Euch beide wiedersehen kann! Tausend Küsse, Euer Papa.»
(7.1.1934)

«Gestern habe ich zum Mittag gegessen: Suppe 35 Kopeken + Fisch 55 Kop. + Boulette 1 Rubel 10 Kop. = insgesamt 2 Rubel. Süßes habe ich nicht genommen, es gab Kompott für 70 Kop., aber mehr als 2 Rubel pro Tag kann ich nicht ausgeben.»
(6.8.1933)

«Liebe Natascha! Schreib mir, ob sich Oljuscha an mich erinnert. Wo ich doch von der Familie getrennt bin! Lieber Oljuscha! Es gibt nur drei Dinge, die mich traurig machen. Erstens – ich sehe Mama und Dich nicht. Zweitens – ich habe meine Alben nicht hier, und drittens – ich bin schrecklich empört über diese ganze Ungerechtigkeit (...)» (3.11.1932)

«Wenn mir früher jemand vorausgesagt hätte, was meine Familie alles ertragen muss, ich hätte es nicht geglaubt. Lieber Oljuscha! Hab Mitleid mit Deiner Mutter, ärgere sie nicht, sie hat viel gelitten, und für mich ist sie jetzt eine Heilige.»
(12.11.1932)

«Lieber Oljuscha, geh abends bei sternenklarer Nacht hinaus, schau auf den Grossen Wagen und denke daran, dass auch ich ihn in dieser Minute sehe, und dass sich unsere Blicke in den Sternen treffen, dann wird es leichter für mich.» (12.5.1933)

An seinem 60. Geburtstag schrieb Lewitski:

«Ich verfluche all jene, die mir, einem unschuldigen Menschen, so viel Böses angetan haben! (...) Ich bin in diesen zwei Jahren durch eine bittere Schule gegangen, habe die verschiedensten Menschen getroffen, so viel Leid, Unglück, Ungerechtigkeit, aber auch Richtiges und Wahres erlebt, dass ich nun alles begreife und mir vor allem eines klar ist – nicht ich wurde bestraft, sondern meine Familie, die so viel durchleiden musste.»
(27.7.1933)

Wie jeder andere Gefangene hoffte auch Lewitski auf eine Revision seines Urteils. Er schickte Gesuche an die Staatsanwaltschaft, übergab der Gulag-Obrigkeit Bittschriften, wenn diese das Lager aufsuchte, und wartete auf eine Amnestie.

Grosse Erwartungen knüpfte er an den Besuch einer «Gulag-Kommission», die aus Moskau angereist war.

«Unsere Chefs sollen gebildete Leute finden als Ersatz für die Gefangenen (...) dann werden wir alle ersetzt. (...) Wahrscheinlich wird dann jeder, der einen Antrag stellt, freigelassen.»
(1.10.1933)

Das Gegenteil war der Fall: Die Gulag-Leitung verfügte zwar, dass alle Büroarbeiten künftig von Freien ausgeführt werden, entliess die Gefangenen jedoch nicht in Freiheit, sondern schickte sie hinter Stacheldraht. Lewitski wurde in ein Lager bei Mariinsk deportiert.

Auch hier hatte er Glück – er wurde als Schriftführer im Lagerkrankenhaus eingesetzt. Aber die Bedingungen waren sehr viel härter – eine Baracke mit sechzig Mann, Wanzen, Dreck, Wassersuppe.

«Suppe oder Borschtsch – das ist rote Beete mit viel Wasser, und als Abendbrot und Frühstück – Brei und 2 kleine Fische für jeden, 600 g Roggenbrot pro Tag.» (15.5.1934)

«Ich bin irgendwie apathisch, es ist alles sinnlos, das Herz ist mir so schwer, nur die Gedanken an Euch, meine Lieben, geben mir Halt, ohne Euch gäbe es auch mich nicht mehr.»

Es änderte sich der Ton seiner Briefe, die Beschreibung äusserer Umstände entfielen, weil das womöglich die Aufmerksamkeit des Zensors erregt hätte. Auch seine Aquarelle zeigten nun eher Motive aus einem früheren Leben – das Meer, die Krim, Sonnenuntergang und Mondnacht.

«Es gibt noch vieles, das ich Euch schreiben könnte, aber ich erzähle es lieber, wenn wir uns sehen, und erzählen kann ich viel, in keinem Buch steht, was die Menschen hier gesehen und ertragen haben. Lieber Oljuscha! Ich schicke Dir aufgrund der

Zensurbestimmungen keine Zeichnungen vom Lager, ich möchte keinen Anlass für irgendwelche Verdächtigungen geben.»
(16.6.1934)

Lewitskis Gedanken richteten sich auf seine Entlassung, auf eine Amnestie, wie sie zu bestimmten Grossereignissen möglich war – zum Jahrestag der Revolution, zu einem Parteitag oder nach Annahme der neuen Verfassung.

«(...) Oljuscha, ich habe mir vor Kurzem neue Farben gekauft, eine grüne Schachtel mit zwölf Farben für 1,15 Rubel, sodass ich jetzt viele Farben habe, die bringe ich alle mit nach Hause, es steht zwar noch nicht fest, wann ich nach Hause fahren kann, aber es wird Zeit! Nicht, dass ich es satthätte, aber ich frage mich: Warum und wieso bin ich hier? Wozu werden alte Leute festgehalten, sie sollten uns nach Hause entlassen! Und wir würden bis ans Ende unserer Tage Gott dafür danken. Natascha! Ich habe das Gefühl, dass ich bald nach Hause fahren kann, in all unseren Köpfen gibt es nur diesen einen Gedanken, nur darüber wird geredet, darauf gewartet, mit diesem Gedanken gehen wir schlafen und stehen wir wieder auf, nur darüber reden wir – ob es nicht bald eine Amnestie geben wird, ob es nicht Straferlass gibt im Zusammenhang mit der neuen Verfassung, auf die alle so hoffen (...) Liebe Natascha, lieber Oljuscha, ich möchte so gern nach Hause kommen, aber wann das sein wird, weiss ich nicht. Ich umarme Euch beide ganz fest,
Euer Papa.» (30.6.1936)

«Ich bete zu Gott, er möge mir die Gesundheit und die Kraft geben, bis zu jenem Moment zu leben, da es heisst, dass ich frei bin und nach Hause fahren kann.» (11.3.1935)

«Ich habe aufgehört zu lachen und wundere mich nur noch, wenn andere lachen können, meine ganze Psyche hat sich verändert, ich bin nicht mehr der lebensfrohe Mensch von früher, und ich glaube, dass ich zu Hause nur noch mit Euch reden werde, mit niemandem sonst, so sehr sind mir die Menschen zuwider, am liebsten würde ich ein Mönch werden.» (5.4.1936)

Obwohl sich Lewitski des ihm widerfahrenen Unrechts bewusst war, enthalten seine Briefe nicht den leisesten Anflug eines Protests gegen die Regierung. Er nahm die herrschenden Verhältnisse als gegeben hin und hielt sie für richtig. Auch im Lager war er stets bemüht, seine Pflichten zu erfüllen und engagierte sich für allgemeine Belange.

«Lieber Oljuscha! Ob es bei uns auch eine Stachanow Bewegung gibt?³² Sie blüht und gedeiht, wir bekommen Gutschriften für besondere Arbeitsleistungen und auch besseres Essen. Im Moment läuft hier eine Stachanow Woche und ich habe einen Vorschlag eingebracht (...)» (28.1.1935)

Als Lewitski erfuhr, dass sein Sohn die erste Arbeitsstelle bekommen hatte, schrieb er ihm:

«Es freut mich sehr, Oljuscha, dass Du auf dem richtigen Wege bist, dass die Obrigkeit Deine Fähigkeiten zu schätzen weiss und Du befördert wirst, erhalte Dir das und leiste Dir keine Fehler, um das gewonnene Vertrauen nicht zu verspielen.» (14.3.1935)

«Liebe Natascha, lieber Oljuscha! Ich bestätige zum zweiten Mal, dass ich die Überweisung erhalten habe und auch Deinen langen Brief, Oljuscha, auf den ich schon geantwortet habe, und jetzt schicke ich Dir die Etiketten von Streichholzschachteln, die Du Dir gewünscht hast. Sie sind tatsächlich schwer abzulösen, ich habe einige beschädigt, bevor ich ganze Exemplare hibekam. Hier ist noch Winter, es gibt reichlich Schnee, er taut einfach nicht, obwohl die Sonne schon wärmt, aber der Winter ergibt sich dem Sommer nicht. In der Zeitung stand, dass im Süden schon 20°C sind, in Kiew ist der Schiffsverkehr auf dem Dnepr wieder aufgenommen worden, und bei uns gibt es nicht einmal Anzeichen für einen Frühling. Bei mir ist alles wie gehabt, die Arbeit ist die gleiche, jeder Tag ist wie der andere, heute ist wie gestern, gestern wie heute. Ich lese wenig, weil ich viel zu tun habe und mir für alles die Zeit fehlt, zum Lesen, zum Nachdenken, was aber auch gut ist, so komme ich wenigstens nicht auf dumme Gedanken.

Ich umarme Euch ganz fest, meine Lieben, Euer Papa.»
(20.3.1936)

«Liebe Natascha, lieber Oljuscha! Heute gab es hier ein einmaliges Schauspiel – eine vollständige Sonnenfinsternis. Sie war so

vollständig nur im Kaukasus, im Ural und in Sibirien zu sehen, und wir hier in Mariinsk konnten sie auch wunderbar beobachten. Alle hatten sich mit getönten Gläsern versorgt, und um 10.45 Uhr begann es. Das erste Bild zeigt den Anfang, dann verdeckte der Mond langsam die Sonne und gegen 12 Uhr war von ihr nur noch eine Sonnensichel zu sehen, um 12.15 Uhr sass der Mond auf der Sonnenscheibe. Im Zimmer war es so finster wie in der Nacht, und draussen war es auch dunkel, allerdings nicht ganz so, die Wolken, die tagsüber weiss waren, sahen ganz schwarz aus, im Norden war es total finster, der südliche Teil des Himmels dagegen war hell, und das hielt zwei Minuten lang an. Wobei auf der rechten Seite des Sonnenkranzes mit blossem Auge zwei rote Flecken zu erkennen waren – die Protuberanzen, das war ein tolles Schauspiel, und an der Sonne bildeten sich weisse Kometenschweife, die auf dem dunklen Himmel hell erstrahlten. Irgendwo krächten vor Schreck die Hähne. Zwei Minuten später tauchte an der rechten Seite wieder ein Stück Sonne auf und der Mond wanderte nach links, die Sonne war ungefähr eine Stunde bedeckt, um 1.30 Uhr war sie wieder normal. Ich hatte schon ein paarmal eine teilweise Sonnenfinsternis gesehen, aber so eine totale noch nie, darum wollte ich diese Eindrücke mit Euch teilen, ihr Lieben. So wie ich es gesehen habe, habe ich es aufgemalt.

Der Sommer ist kalt hier, es ist immerzu windig, besonders die Abende sind kalt. Oljuscha, wann hast Du das Einschreiben abgeschickt, das Du auf der Überweisung erwähnst? Das Päckchen mit der Zeitschrift habe ich ein paar Tage danach bekom-

men, aber der Brief ist noch nicht da. Natascha! Schreib mir wenigstens eine Karte, die erhalte ich vielleicht, denn sonst kann ich mir nicht erklären, warum ihr nicht schreibt. Im Sommer gehe ich mehr an der frischen Luft spazieren und schlafe dadurch besser, im Winter habe ich unter Schlaflosigkeit gelitten. Tausend Küsse von Eurem Papa. 20. Juni. Soeben habe ich die Überweisung von 50 (Rubel) erhalten. Danke! Wozu so viel? Liebe Grüsse.» (19.6.1936; Abb. s. S. B37)

Ende 1936 wurde Wladimir Lewitski von Mariinsk nach Suslow gebracht, wo er am 8. Dezember 1937 zum Tode verurteilt und zwölf Tage später zusammen mit zwanzig anderen Gefangenen erschossen wurde.

*

Lewitskis Frau Natalja erlebte seine Rehabilitierung nicht mehr, sie starb 1950.

Sein Sohn Oleg (1915-2002) war Soldat im Zweiten Weltkrieg, arbeitete später als Architekt und wurde Heimatforscher. Er rekonstruierte die Geschichte des Kadettenkorps, in dem sein Vater gedient hatte, und führte dessen Briefmarkensammlung mit Leidenschaft weiter.

Friedrich Krause
«Nicht ganz vom Erdboden verschwinden ...»

Friedrich Krause (1887-1973) schrieb in seinen Erinnerungen: *«Meine Seele sucht nach einer Verbindung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ich möchte nicht ganz vom Erdboden verschwinden mit meinem komplizierten und für mich so kostbaren Innenleben, ich möchte es weitergeben ... an alle, die nach uns kommen.»*

Seine Erinnerungen begann Friedrich Krause schon als junger Mann zu schreiben, mitten im Bürgerkrieg. Auf dem ersten Heft steht eine Widmung: «Für meine Tochter, wenn sie einmal gross ist. Aufzeichnungen und Gedanken. 1919». Seine Tochter Irina war damals zwei Jahre alt. 1929 wurde seine Tochter Jelena geboren, 1932 sein Sohn Oskar, die Kinder aus zweiter Ehe. An seinen Erinnerungen schrieb Friedrich Krause nach seiner Entlassung aus dem Lager weiter, sie blieben aber leider unvollständig.

Friedrich Oskarowitsch Krause war der Sohn eines Baltendeutschen, der 1880 nach Moskau gekommen war und dort als Lehrer arbeitete. Friedrich verliess früh sein Elternhaus, studierte in Moskau Medizin, arbeitete als Kinderarzt und war im Ersten Weltkrieg Militärarzt. Er war von der Februarrevolution 1917 begeistert, hielt die Machtübernahme durch die Bolschewiki dann aber für unausweichlich. Im Bürgerkrieg (1918-1920) war er Chefarzt eines grossen Lazarettzuges, mit dem er durch Mit-

telrussland fuhr und Ende 1919 in Ufa landete. Dort blieb er auch nach Ende des Krieges und baute das erste Kinderkrankenhaus der Stadt auf. Seine Frau, die Kinderärztin Alexandra Dobrochotowa, kam mit der Tochter aus Moskau nach und unterstützte ihn.

Aus den Erinnerungen von Friedrich Krause:

«Ich weiss noch genau, mit welcher Skepsis und mit welchem höhnischem Lächeln uns die alteingesessenen Ärzte prophezeiten: ‚Ein Kinderkrankenhaus wollt ihr aufbauen! Sowjetische Hirngespinnste! Welche Mutter soll Euch denn ihr Kind anvertrauen? Daraus wird nie etwas!‘ (...) Es gab zwei Lager: die einen waren für die neue Ordnung, die anderen waren gegen sie. Dagegen waren vor allem die etablierten Ärzte aus der Region, die jahrelang bestens von ihren Privatpraxen gelebt hatten und ihre Pfründe nicht aufgeben wollten. (...) Sie waren es, die uns ein Fiasko vorhersagten. Was für schlechte Propheten! (...) Wir waren zu dieser Zeit voller Zuversicht. Die meisten von uns ertrugen alle Schwierigkeiten und Entbehrungen, weil sie an eine strahlende Zukunft glaubten und sich dafür einsetzten. (...) Es gab keinerlei Häme oder Schadenfreude, wenn etwas scheiterte, und auch keine Sabotage – all das, was unter den Intellektuellen damals üblich war. Ich kann mich gut daran erinnern, wie wir über die verschreckten Intellektuellen herzogen, die wie die Bourgeois ins Ausland geflohen waren. Wir konnten sie nicht verstehen, haben sie scharf verurteilt für ihr Misstrauen gegenüber dem eigenen Volk und hielten sie für moralisch Abtrünnige, die ihr eigenes Land verraten haben.»

Der junge Arzt registrierte die unzureichende Bildung, die Kulturlosigkeit, Ignoranz und Raffgier der neuen Machthaber, glaubte aber an die eigene Bestimmung.

So schrieb er in den Zwanzigerjahren an seine Tochter:

«Unsere Behörden werden zum überwiegenden Teil von Menschen geführt, die von dem Sachgebiet, das ihnen zugeteilt wurde, nichts verstehen und die für Verwaltungsarbeit einfach nicht ausgebildet sind. Aber ein nicht geringer Teil ist einfach bössartig, das sind kleine Zaren, die nur an ihrem eigenen nützlichen Wohlergehen interessiert sind und auf die Bedürfnisse der Allgemeinheit pfeifen, vor allem auf die des Staates. Sie wissen gar nicht, was das ist, wollen es auch nicht wissen, schwingen aber hochtrabende Reden. Sie tun es nur zum Schein. Es ist sehr, sehr schwer unter solchen Bedingungen etwas in Gang zu setzen. (...) Meine Haltung wird sich natürlich nicht ändern: Ich danke dem Schicksal, dass ich Arzt werden konnte und in einem so schwierigen historischen Moment, der vielen Menschen Kompromisse abverlangt, keine Kompromisse eingehen muss, dass ich weiter eine kultivierte und schöpferische Arbeit machen darf, die immer notwendig ist, egal wie die Bedingungen sind.»

Aus den Erinnerungen von Friedrich Krause:

«Sollte Irinotschka diese Aufzeichnungen lesen (falls sie es überhaupt tut), wird sie sich wundern: Da haben Mama und Papa in einer so interessanten Zeit gelebt, während der Revolution, die in ihrem Ausmass und der Grösse ihrer Aufgaben höchstens mit der Französischen Revolution zu vergleichen ist,

und in ihren Briefen und in Papas Tagebuch geht es immer um das Gleiche: persönliche Erlebnisse, die Sehnsucht nach der Familie, die Sorge, wie man Kälte und Hunger durchsteht, lauter kleinbürgerliche Probleme und nichts über das Grandiose, das sich um sie herum abgespielt hat, über die Elementarkraft dieses Sturms, den kommende Generationen noch lange studieren werden und der sie neidvoll zurückblicken lassen wird auf jene «Glücklichen, die sich im Auge dieses Sturms befanden und durch seine Wucht zu Fall gekommen sind (...)»

Seine Arztkarriere verlief zunächst erfolgreich. 1921 zog er mit seiner Familie nach Moskau und baute dort ein Sanatorium für Kinder auf, dessen Leitung er übernahm. Hier lernte er Vera Bersenjewa kennen, die er 1928 heiratete. Gemeinsam mit ihr ging er 1931 nach Magnitogorsk und war auch dort als Kinderarzt sehr erfolgreich. Er wurde von seinen Kollegen ebenso verehrt wie von den Eltern seiner kleinen Patienten und galt als der wichtigste Kinderarzt der Stadt.

Bei Kriegsbeginn spürte Krause, dass *«die örtliche Verwaltung des MDI mich observierte, ich also dran war (...) Trotzdem glaubte ich fest an unseren tadellosen Ruf und dass wir keinerlei Indizien für ein kriminelles Verhalten lieferten, darum setzten wir, wenn auch mit einer gewissen inneren Unruhe, unser normales Leben fort, ohne uns zu verstecken oder etwas zu verbergen»*.

Doch am 10. März 1942 wurde er verhaftet, am 4. Dezember auch seine Frau. Ihre Tochter Jelena war zu diesem Zeitpunkt zwölf Jahre alt, ihr Sohn Oskar, genannt Karik, zehn. Friedrich Krauses erste Frau Alexandra nahm die Kinder zu sich und kümmerte sich liebevoll um sie.

Aus den Erinnerungen von Friedrich Krause:

«Ich sollte meine Haltung zur Sowjetmacht schriftlich darlegen. Und ich schrieb ehrlich auf, dass ich, wenn auch nur in den eigenen vier Wänden, die Kollektivierung kritisiert hatte, weil sie zu schnell im ganzen Land angewandt worden war; dass ich den Finnlandkrieg für einen Fehler hielt, weil er uns die Sympathie breiter Schichten der ausländischen Arbeiterschaft kostete; dass ich enttäuscht war über die Abschaffung der Stipendien an den medizinischen Fachschulen, weil viele gute Schüler deshalb die Schule verlassen mussten. Aber ich bestritt (was der Wahrheit entsprach), «Agitation» betrieben und Dinge verbreitet zu haben, die nicht unserer Verfassung entsprachen.»

Er wurde Tag und Nacht verhört, mit Schlafentzug gefoltert, damit er seine Kollegen denunzierte. Krause blieb standhaft, nannte keine Namen, war aber zweimal kurz davor, sich das Leben zu nehmen. Das Urteil – Tod durch Erschiessen – wurde später in zehn Jahre Lagerhaft umgewandelt.

Im Lager starb Friedrich Krause fast an Auszehrung, doch er hatte unerwartetes Glück – man verlegte ihn aus dem Karlag in ein Lager in Turkmenien, wo er im Krankenhaus des Lagers arbeiten durfte und das Haus für Kleinkinder leitete.³³

Friedrich Krause setzte alles daran, moralisch stark zu bleiben.

Aus Briefen an seine Frau Vera Bersenewa:

«Besonders schlimm ist es für mich, wenn sich die Menschen um mich herum benehmen, als seien sie im Bordell aufgewach-

sen (...) In den düstersten Zeiten in Kasachstan habe ich mir zuweilen ein Buch oder ein Stück Zeitung besorgt und mich damit vor dem moralischen Schmutz ringsum gerettet (...)»

«Ich bin kein ‚Lagermensch‘ und will nie so werden – niedergeschlagen, physisch und moralisch am Boden. Davor bewahren mich die Eigenschaften, die in mir schon als Kind gefestigt wurden, vor allem aber auch mein Vermögen, mich unablässig gedanklich zu beschäftigen und abzulenken. (...) In den zwei Jahren hatte ich oft Sehnsucht, aber mir war nie langweilig. Zunächst gab ich Unterricht in Anatomie, Physiologie, Ernährung, Infektionskrankheiten und Sprachen (über viele Monate hindurch täglich mehrere Stunden), lernte Französisch und Buchführung; erzählte anderen, was ich gelesen habe. Dann besorgte ich mir Bücher, wo immer es ging. (...) Das bereicherte mich innerlich und erschloss mir unendlich viele Möglichkeiten – mich an Vergangenes zu erinnern, aber auch an unsere Zukunft, an unser gemeinsames Familienleben zu denken. (...) Du kannst beruhigt sein, ich werde den Ruf meiner Familie nicht schädigen durch Kleinmut oder sinnlosen Skeptizismus.»

Aus Briefen an seine Kinder:

«Nr. 4. Lenotschka und Karik, meine herzallerliebsten Kinder! Ich habe am 3.12. die erste Nachricht von der Familie bekommen – eine Postkarte vom 12.11., allerdings war sie ohne Nummer, sodass ich nicht weiss, wie viele Eurer Briefe verloren ge-

gangen sind und welche Briefe von mir Ihr nicht erhalten habt. Auch jetzt weiss ich sehr wenig von Euch, nur dass Mutter in Taschkent ist und dass Du, Lenotschka, krank bist. Was hast Du? Ist es schlimm? Seid Ihr schon lange von Mutter getrennt? Wo und wie habt Ihr vorher gelebt? Schreib mir Genaueres. Am besten wiederholst Du alles Wichtige in Deinen Briefen, ich hatte Dich schon einmal darum gebeten. Schreibt unbedingt jede Woche, habt Mitleid mit Eurem alten Vater! Das ist doch meine einzige Freude. Wo ist Ruf? An der Front? In der Ausbildung? Ist er verwundet? Schreibt ihm, dass ich ihn sehr liebe und vermisse. Wie geht es Swetotschka, was macht sie, wo lebt sie? Was ist mit Katrusja? Was hört Ihr von der Front von Euren Onkels? Was ist von der Bibliothek übrig? Ich weiss bisher nichts darüber, hoffe immer noch. Im Traum sehe ich ständig Bücher, stöbere in Antiquariaten. Bewahrt alles auf, was noch erhalten ist, vor allem die familiären Erinnerungen, die Briefe, Zeichnungen, Fotos usw. Hat man Euch die Briefe von Mutter und mir zurückgegeben? Und die Briefe der Grossmütter? – Meine tiefe Verneigung und unendlichen Dank für Tamara, die Euch aufgenommen hat. Ich werde es ihr nie vergessen. Karik, halte Dich an Andrej, er ist klug und ein guter Junge. Bemüht Euch, anderen immer gute, also ehrliche, mutige und lebenswerte Freunde zu sein. Liebt Eure Heimat, beweist es mit Taten und mit eurer Arbeit, nicht nur mit Worten, aber werdet nie zu engstirnigen Nationalisten, beschäftigt Euch unbedingt mit anderen Sprachen und Kulturen, erweitert Euren geistigen Hori-

zont. Und das Wichtigste – lernt, lernt, häuft Wissen an, solange Ihr jung seid. Für mich gäbe es jetzt nichts Schöneres, als mich wieder auf eine Schulbank setzen und etwas lernen zu können, aber dazu ist es leider zu spät; was vorbei ist, kann man nicht zurückholen, aber ich würde jetzt vieles anders machen (...) Wenn Ihr gross seid, nehmt den Namen Eurer Mutter an, nennt Euch Bersenjew. Meine lieben Kinder! Denkt immer daran, dass Eure Mutter sehr krank ist, dass Ihr Euch um sie kümmern müsst, ihr nicht zu viel Arbeit überlasst, wenn sie zurückkehrt. Seid eine harmonische Familie, helft einander, wann immer Ihr könnt. Erhaltet und sammelt kulturelle Werte – Bücher, Noten, Schallplatten. Stellt daraus einen Grundstock für die ganze Familie zusammen. Meine Sachen sind alle abhandengekommen, Ihr müsst Eure bewahren. Dann werdet Ihr Euch auch an mich erinnern. Ich bin sehr gealtert, habe lange im Krankenhaus gelegen, wo man mir den kleinen Finger der rechten Hand amputieren musste, weil er vereitert war. Ich bin geschwächt und kann im Moment nicht arbeiten, das Herz lässt immer mehr nach ... Ich stecke die Briefe für Euch in die an Eure Mutter, denn ich darf nicht so oft schreiben. Aber Euch bitte ich, schreibt mir unbedingt jede Woche! Lenotschka, schreib an Irina und erzähl ihr von Dir und mir, hier ihre Adresse. Soljanka 14, Wg. 119, A.I. Dobrochotowa, für Irina.

Lenotschka, schreib mir, wie es in der Schule läuft, wie es Euch bei Tamara geht, ob Ihr sie nicht zu sehr einengt. Ihr Telegramm habe ich am 4.1. erhalten, einen Monat nach dem Brief. Vielleicht kann sie mir wenigstens einmal kurz schreiben, wie es Euch allen geht. Seid ihr sehr dünn geworden oder nicht? Ich

wiege 48 Kilo! Solltet Ihr mehrere Monate nichts mehr von mir hören, dann teilt bitte meine persönlichen Sachen zur Erinnerung unter Euch auf: Ruf bekommt meinen Füllfederhalter, Lenotschka das Messer aus Elfenbein, Karik das Taschenmesser, Andrejka meinen Rasierer (wenn er grösser ist), Swetotschka das gerahmte Bild ‚Die Kämpfer‘, und an Shanna schickt Tristan und Isoldes wenn das Buch verschwunden ist, dann ‚Manon Lescaut‘. Und Ruf gebt noch das Lederetui mit den Spielkarten. Wenn noch andere Dinge da sind, dann soll Eure Mutter sie verteilen. Aber alle Bücher und Schallplatten sind für die ganze Familie. Wenn es keine Mühe macht, schickt mir bitte ein paar alte Zeitschriften, die Ihr nicht mehr braucht, und alte, kaputte Bücher – das ist hier ‚harte Währung‘ für Raucher (...)

Und noch einmal: Nummeriert unbedingt alle Briefe und wiederholt die wichtigsten Informationen ein paarmal. Und teilt mir alles Wesentliche aus Mamas Briefen mit.

Macht es gut, meine lieben Kinder, Ihr meine Nachkommen, meine Fortsetzung. Bewahrt mich immer in guter Erinnerung, das Schlechte vergesst, sollte es das gegeben haben. Noch einmal meine tiefe Verneigung für Tamara, Dank und Gruss an sie und ihre ganze Familie. Hoffentlich kommt dieser Brief wenigstens an! Euer alter, Euch innig liebender, kranker Vater.

P.S.: Gerade habe ich erfahren, dass ich als Pfleger auf der Invalidenstation eingeteilt wurde. Das gibt mir Hoffnung.

Ich versuche zu überleben!» (12.1.1944)

«Mary, Turkmenien, 7.7.1945

Liebe Lenotschka und Karik, meine herzallerliebsten Kinder! Erinnert Ihr Euch noch an Euren alten Vater? Oder ist er für Euch endgültig in die Welt der Sagen und Legenden entschwunden? Natürlich müsst Ihr denken, ich sei irgendwo hinter den Wolken, unsichtbar und unerreichbar; ich kann mich nicht aktiv, mit Worten und Taten, an Eurem Leben beteiligen. Kann nicht helfen und keine Ratschläge geben. Das zu wissen, fällt mir besonders schwer. Könnt Ihr Euch erinnern, wie wir im Winter 41/42 auf dem Sofa saßen und zusammen ‚Die Legende von der Schlafhöhle‘ von Irving und den ‚Don Quijote‘ gelesen haben? Wie war das schön! Ihr werdet unser glückliches und ausgefülltes Familienleben hoffentlich nie vergessen! Wir konnten uns gemeinsam so wunderbar für Musik begeistern! Und haben immer versucht, die besten Schallplatten und Bücher zu ergattern! Wo ist das alles hin? (...) Ich hoffe, dass Ihr diese glückliche gemeinsame Zeit nie aus Eurem Gedächtnis löscht. Erinnert Ihr Euch noch, wie wir Swetotschka begegnet sind und wie wir sie gehätschelt haben, wie sehr sie uns allen gefallen hat? – Jetzt hat jeder von Euch sein eigenes Leben, und das verdrängt die Erinnerung an die fernen Eltern. – Aber wir wollen das nicht, wollen auf keinen Fall, dass Ihr uns vergesst. Wir hoffen immer noch, dass wir wieder mit Euch Zusammenleben können und wir Euch in Zukunft noch nützlich sein werden. So ist die Natur des Menschen, er verliert nie die Hoffnung. Ohne Hoffnung lohnt es nicht zu leben. Ob sie uns trägt? Die Zeit rennt davon, wir werden immer älter und gebrechlicher.

Ob wir wohl durchhalten bis zu einem glücklichen Wiedersehen? Und wenn wir durchhalten, werden wir Euch dann noch eine Hilfe sein? Oder vielleicht eher eine Last? Ich habe immer davon geträumt, meinen Kindern die beste Bildung geben und ihnen die Schätze der Weltliteratur und der Musik nahezubringen zu können, damit daraus ein eiserner Bestand wird, den eine Generation an die nächste vererbt – nichts als schöne Träume! Aber die schönsten meines Lebens! Ob wohl eines meiner Kinder diesen Grundstock an kulturellen Werten wieder aufbauen wird? Ich denke schon. Auch wenn ich eher traurige Erfahrungen gemacht habe. Ich möchte daran glauben – und ich glaube daran –, dass für Euch alle, für die junge Generation, jetzt nach dem Krieg ein neues, erfülltes und glückliches Leben beginnt, das alles für Euch bereithält – wenn Ihr es nur wollt. Und für uns? Wer weiss. Noch ist nichts am Horizont zu sehen (...)

Ich warte sehr auf Eure Briefe. Bisher habe ich nur eine Karte von Irina bekommen und ihr Päckchen. Von Mama und von Euch habe ich seit letztem Dezember nichts mehr gehört! Seid Ihr überhaupt am Leben? Wie geht es Euch? Was macht die Schule? Habt Ihr den Winter gut überstanden? Was habt Ihr Euch vorgenommen, wie sind Eure Pläne? Hofft Ihr, nach Moskau zu kommen? Wie steht es um den häuslichen Frieden oder besser gesagt – Waffenstillstand? Mir ist völlig klar, wie schwer das alles für Euch ist. Es schmeckt nichts bitterer als fremdes Brot! Das ist eine alte Wahrheit. – Ich habe heute meinen ersten freien Tag. Ich muss jetzt sehr viel arbeiten: Ich bin Arzt im

Haus für Kleinkinder – das ist meine Hauptbeschäftigung. Dann mache ich noch dreimal am Tag ambulante Sprechstunden für Erwachsene, kontrolliere die Küchenarbeit und leite die Krankenstation mit dreissig Betten. Ich komme kaum zum Luft holen, sogar zum Lesen vor dem Einschlafen bin ich zu müde. Dafür geht es mir ansonsten gut. Ich habe mein eigenes Arbeitszimmer im Haus für Kleinkinder, ein Bett mit Laken, ich bekomme genug zu essen und habe sogar zugenommen. Die Beine sind wieder kräftiger, das Herz spüre ich selten, die Schwellungen sind zwar nicht weg, aber ich habe mich daran gewöhnt. Wenn es bis zu meiner Entlassung nicht mehr allzu lange dauert, könnte ich durchhalten. Hauptsache, ich muss nicht mehr so lange warten (...)

Von hier aus darf ich schreiben, so oft ich will, in den nächsten Tagen versuche ich, Zeit für einen weiteren Brief zu finden. – Ich bitte Euch sehr, wartet nicht darauf, sondern schreibt mir schnell und möglichst ausführlich, wie es Euch geht und was Ihr von Mama wisst. Ich bekomme ansonsten keinerlei Informationen. Und Lenotschka, schreib mir bitte so ausführlich und offen, wie Du Mama letzten Herbst geschrieben hast. Sie hat zwei Deiner Briefe für mich abgeschrieben und mir geschickt. Seitdem ist so viel Zeit vergangen. Ich möchte alles wissen. Ich umarme Euch und sende liebste Grüsse, meine Goldstücke. Euer alter Vater.» (7.7.1945)

«Nr. 10. Mein liebes Mädchen, geliebte Lena. In den letzten Tagen habe ich zwei Deiner Postkarten bekommen, die vom 5. und 7.; sie kamen nach dem Brief. Also ist unsere Verbindung wiederhergestellt. Ich habe mich sehr über Deine Karten ge-

freut, vielen Dank! Jetzt weiss ich endlich, dass Du gerade die Schule beendest und bereits an die Hochschule denkst. Solange Du nichts von Chemie geschrieben hattest, dachte ich, Du legst noch die Vorprüfungen ab, von denen Du ja offenbar sehr viele hast. Nun bin ich sicher, dass es die Abschlussprüfungen sind. Endlich! Wenigstens dieser Stein fällt mir vom Herzen. Du wirst sicher alles gut bestehen, vielleicht sogar mit Auszeichnung. Dann wird Dir alles offenstehen und Du kannst Dir aussuchen, welchen Weg Du gehen willst... Dass Du von den Geisteswissenschaften abgekommen bist, hat mich natürlich verwundert, aber keineswegs betrübt. Ich bin selbst Arzt und habe, wie Du weisst, vielseitige Interessen. Das bereichert das Leben ungemain. Ich bin fest davon überzeugt, dass auch meine Kinder bei aller beruflichen Spezialisierung ihren geistigen und kulturellen Horizont immer erweitern werden (...) Karik hat seine Examen offenbar schon hinter sich. Ich hege die Hoffnung, von ihm selbst eine kurze Mitteilung darüber zu erhalten, wie auch über seine Sommerpläne. Ich würde gern wissen, ob ihm die Bücher gefallen, die ich ihm geschickt habe. Es fehlt noch Michail Lermontow und manches andere. Du hast inzwischen sicher ‚Die heissen Tage von Sewastopol³⁴ bekommen. Wirst Du Zeit haben, den Roman zu lesen? Oder kennst Du ihn schon? Es betrübt mich, dass Ihr mir etwas schicken wollt, dabei brauche ich hier gar nichts, nur Bücher. Wirklich. Also dann, ich umarme Euch ganz fest und sende Küsse. Euer Euch liebender Papa.»
(Mary, 15.6.1949)

«Nr. 12. Danke, mein geliebtes Töchterchen, dass Du mir so oft Karten schreibst und von den Prüfungen berichtest. Schade nur, dass Du gar nichts über die Zensuren mitteilst, wahrscheinlich kennst Du sie selbst noch nicht. Mein Traum wäre, dass Du mit Auszeichnung bestehst; dann stünden Dir alle Hochschulen offen. Und wenn es die Chemie sein soll, dann eben Chemie! Es ist doch wunderbar, wenn Dir das Fach so gut gefällt. Aber wo willst Du Dich bewerben? An der Uni, am Mendelejew-Institut oder an einer Fachhochschule? Chemie wird überall gebraucht; in der Praxis ebenso wie in den Forschungslabors der Industrie oder in der Wissenschaft. Da gibt es überall einen Zugang. Man muss nur auf die richtige Goldader stossen. Mein Töchterchen, wenn Du dann das letzte Examen abgelegt und Dich ein wenig erholt hast, dann schreibst Du mir sicher einen ausführlichen Brief über Deine weiteren Pläne, antwortest auf meine Fragen (worauf ich seit mehreren Jahren warte!), und schreibst, was mit den Erinnerungsstücken der Familie geschehen ist (den pubertären Gedichten von Ruf, Euren Zeichnungen, den Schulheften und ersten Briefen, den Fotos). Ich hoffe es. (Passage von der Zensur gestrichen – Anm. d. Red.)

Ich wünsche Dir Kraft und Gesundheit. Was macht Deine unglückliche Liebe? Schreib mir.

Ich sende Dir viele Küsse, mein geliebtes Töchterchen.

Papa

Vor vier Tagen habe ich Karik einen Brief geschrieben»
(Mary, 21.6.1949)

«Nr. i8. Aschchabad, 5.3.1951

Meine geliebte Tochter! Wie sehr habe ich mich über Deinen Brief vom 20./21.2. gefreut, den ich vorgestern erhalten habe! Besonders hat mich der schlichte und freundschaftliche Ton gerührt, von dem er erfüllt ist. Wie sehr wünsche ich mir, dass ich unser Wiedersehen erleben kann, irgendwo in der Natur, in völliger Freiheit. Ich möchte über so vieles mit Dir reden. Nach Mamas Tod bist Du jetzt mein einziger naher Freund. Völlig einsam zurückzubleiben, das ist auch für einen alten Menschen sehr schwer! Besonders nach all dem, was ich in den letzten neun Jahren durchmachen musste. Deine schönen ausführlichen Briefe zeigen mir, dass Dein Herz bislang nicht vergebend ist; aber ich werde mich auch nicht beklagen oder eifersüchtig sein, sollte sich die Situation demnächst ändern und ich nur noch selten und knappe Briefe erhalten. Ich bin sicher, dass Du mich auch dann nicht vergessen wirst und wir Freunde bleiben. Du hast viele Themen berührt in Deinem Brief, und ich werde versuchen, auf alles einzugehen. Wie schön, dass Dir der Sport immer mehr Spass macht und Du Deine Trägheit überwindest. Schlittschuhlaufen, Skifahren, das ist alles wunderbar. Und wie ist es mit den anderen Sportarten? Fällt Dir das wirklich so schwer? Es kann doch nicht sein, dass der Sport Dir die Prüfungsergebnisse und das Stipendium vermasselt? Das wäre zu ärgerlich, das darfst Du nicht zulassen. – Warum bist Du so enttäuscht von Deiner Freundin Nila? Oder ist sie es von Dir? Ich hatte sie schon zu meinen Freunden zählen wollen und Dich über sie ausgefragt. Erzähl trotzdem mehr von ihr, und nicht

ganz so lakonisch. – Es macht mich traurig, dass Du Karik meinen Brief nicht vorgelesen hast und mir nichts über seine Reaktion darauf schreiben kannst. Ich hatte sehr auf Dich gehofft. Er selbst antwortet mir nicht, damit hatte ich schon gerechnet. Er ist also doch ein paarmal in die Soljankastrasse gekommen und hat sich Alexandra Iwanowna (Dobrochotowa) gezeigt. Das ist schön. Hat er Dir erklären können, warum seine Prüfungen so mittelmässig ausgefallen sind, obwohl er in seiner Gruppe von allen sehr geschätzt wird? Hast Du mit ihm mal über Ruf gesprochen, über Egozentrismus und Aufmerksamkeit für andere? Mich beschäftigt das Thema sehr. Ich kann mir nicht vorstellen, dass unsere Kinder hartherzig und unsensibel sind. – Zu Lewis. Deiner Idee, dass wir uns schreiben sollten, bin ich zuvorgekommen und habe ihm bereits am 22. Januar einen sehr warmherzigen Brief geschrieben, ihn nach seinen Plänen gefragt und ihm vorgeschlagen, dass wir uns irgendwann einmal treffen und besser kennenlernen sollten. Von ihm möchte ich viel über die letzten Lebensjahre von Mama erfahren. Jetzt warte ich auf seine Antwort. Ich stimme Dir zu, dass Du ihm nicht genauso offen schreiben kannst wie Mama. Damit rechnet er sicher auch nicht. Er ist nur sehr einsam, und ich kann verstehen, dass er menschlichen Kontakt sucht. Schreib ihm weiter, und sei es zur Erinnerung an Mama. – Du hast mir übrigens nicht geschrieben, was für einer Arbeit Lewis dort in Mariinsk nachgeht. Was hörst Du von Mamas anderen Freunden, von Sonja und Shenja? Sie sind irgendwo im Altai-Gebirge verschwunden. – Jetzt zu unse-

ren geliebten Büchern. ‚Die Elenden‘ habe ich endlich fast geschafft. Mir fehlen noch 200 Seiten von 1‘200! Bis dahin fange ich nichts Neues an. Panfjorow³⁵ kann ich eigentlich nicht leiden (seine ‚Schleifsteine‘ habe ich wegen der schlampigen Sprache nie zu Ende gelesen), das Buch wollte ich nur lesen, weil mich Thema und Material interessieren. Es soll ganz aufschlussreich sein. Aber ich bestehe nicht darauf, denn ich hege auch leichte Zweifel. Die ausgewählten Werke von Burns hätte ich gern wegen der Marschak-Übersetzungen.³⁶ Was ich zufällig davon gelesen habe, war sehr gut. Die Erinnerungen von Ignatjew sind ausnehmend interessant, sowohl inhaltlich als auch wegen der Person des Autors und der tadellosen Sprache. Ein Meisterwerk der Memoirenliteratur. Ich weiss nicht, ob Du ihn gelesen hast, Du schreibst nichts darüber. Mir fehlen noch die letzten Abschnitte. – Über den Roman von Anna Seghers habe ich sehr schmeichelhafte Rezensionen gelesen. Ich wüsste gern, ob man diese Bücher in Moskau auch im Original kaufen kann. In der ‚Literaturnaja Gazeta‘ stand, dass im Demokratischen Deutschland die besten Gegenwartsromane in Massenaufgaben erscheinen (von Arnold Zweig, Heinrich Mann, Feuchtwanger, Becher, Seghers, Brecht u.a.). Bitte frag Irina danach. Mir hat sie bisher nicht geantwortet. – Maupassant mag ich sehr; fast so wie Tschschow. Sein ‚Leben‘ habe ich vor nicht allzu langer Zeit gelesen; lese es aber gern noch ein paarmal. Von ‚Iwan Iwanowitsch‘ habe ich gehört und Rezensionen gelesen, das Buch selbst habe ich aber noch nicht in der Hand gehabt. Das gibt es hier aber irgendwo. Für die Zeitschriften ‚Pri-

roda' und ‚Nowy mir' danke ich Dir im Voraus sehr. Diese Zeitschriften werden hier nicht abonniert. Auch ‚Nauka i zhizn' nicht. – Filme habe ich in den letzten Tagen folgende gesehen – ‚Wie der Stahl gehärtet wurde', ‚Dubrowski' (gut) und ‚Die Boxer' aus Odessa. Der italienische Film ‚Die Mauern von Malapaga' wird wohl kaum in absehbarer Zeit hier gezeigt werden, ich habe aber Rezensionen darüber gelesen. Uns zeigt man auch ‚Glinka', ‚Mussorgskh', ‚Pirogow', ‚Pawlo' nicht, die würde ich alle gern sehen. – Musik höre ich überhaupt nicht, leider. – Wie schade, dass Du Nina Iossifowna nicht gesehen hast. Lebt sie noch? Ich weiss eben nicht, ob sie meinen Brief bekommen und mir vielleicht geantwortet hat ... Eine wundervolle alte Dame.

Ich warte jetzt auf Deinen nächsten Brief, den Du mir schon angekündigt hast. Was hältst Du von meinem Vorschlag, im Sommer nach Leningrad zu fahren? Ich wünsche mir sehr, dass Du darauf eingehst und meinen Traum umsetzt.

Hast Du Dir Schlittschuhe gekauft? Was für welche? Wo und mit wem läufst Du in Kostroma? Wie kommst Du im Studium voran? Hat bei Euch schon der Frühling begonnen? Bei uns zieht sich der Winter unendlich in die Länge. Es ist sogar tagsüber noch kalt. Erst in den letzten zwei Tagen ist die Sonne endlich rausgekommen. Bisher war nur Frost, Nebel, Nässe. Bald schon werden wir von Hitze und Mücken geplagt sein. So, jetzt höre ich auf. Ich muss zur Arbeit. Das war meine Mittagspause. Ich sende Dir viele Küsse. Dein Papa.» (5.3.1951)

Seine zehnjährige Haftstrafe verbüßte Friedrich Krause in voller Länge – vom 10. März 1942 bis zum 10. März 1952. Andert-halb Jahre vor seiner Entlassung verstarb Vera Bersenewa im Lager von Mariinsk³⁷. Der Tod seiner Frau bedeutete für ihn das Ende jeder Hoffnung. Er kehrte als ausgebrannter, gebroche-ner Mann zurück.

Nach seiner Entlassung ging Friedrich Krause als Landarzt in die Umgebung von Wologda, eine abgeschiedene, verlassenene Gegend mit vielen Seen und Wäldern und, was ihn besonders begeisterte, einem hervorragenden Buchladen. Bald kehrte die frühere Energie zurück, er fand in seinen alten Arbeitsrhythmus und organisierte eine vorbildliche medizinische Versorgung für die Kinder der ganzen Region. Im Herbst 1956 ging er in Rente und zog in die Nähe seiner Töchter. Er kümmerte sich um seinen Obstgarten, besuchte seine Familie, fuhr mehrmals in sein geliebtes Magnitogorsk, traf sich dort mit alten Kollegen aus den Dreissigerjahren und schrieb seine Memoiren.

Friedrich Krause starb 1973, drei Tage vor seinem 86. Ge-burtstag.

1962 war er vollständig rehabilitiert worden.

*

Seine Tochter Irina studierte zunächst Philologie am Moskauer Fremdspracheninstitut und danach Medizin. Sie arbeitete als Kinderärztin und unterrichtete nebenbei Französisch. Sie starb 1993 im Alter von 76 Jahren.

Seine zweite Tochter Jelena studierte Textilverarbeitung und arbeitete im Ministerium für Leichtindustrie. Sie ist pensioniert und lebt in Moskau.

Sein Sohn Oskar studierte Medizin und war ein anerkannter Chirurg. In Tscherepowez gründete er ein Zentrum für Kinder-

chirurgie und wurde zum Ehrenbürger der Stadt ernannt. Über seine Mutter, Vera Bersenewa, gab er ein Buch heraus, in dem er Auszüge aus dem Briefwechsel seiner Eltern veröffentlichte. Er lebt in Tscherepowez.

Armin Stromberg

**«Wissen Sie, was mich gerettet hat? Die Briefe.
Die Verbindung zu meiner Familie.»**

Armin Genrichowitsch Stromberg (1910-2004) war 1942/43 in einem NKWD-Lager in Nizhni Tagil interniert, weil er deutscher Abstammung war. Sein Vater, ein Privatdozent der Militärakademie in St. Petersburg, war im Ersten Weltkrieg Leiter eines Feldlazarets gewesen und 1914 ums Leben gekommen. Seine Mutter zog nach dem Tod ihres Mannes mit den beiden Kindern zurück in ihre Heimat, nach Jekaterinburg. 1927 begann Armin Stromberg dort am Polytechnischen Institut ein Chemiestudium, das er bereits 1930 vorfristig abschloss. Danach arbeitete er am Institut für Chemie und Metallkunde der Akademie der Wissenschaften in Jekaterinburg.

Aus den Erinnerungen von Armin Stromberg:

«Ich war im dritten Studienjahr, als im Zusammenhang mit dem ersten Fünfjahrplan (1930) die Losung verkündet wurde: „Die Kader entscheiden alles!“ Es gab die Anweisung, alle Studenten hätten ihren Hochschulabschluss vorfristig zu machen. Daraufhin beendete auch ich mein Studium nicht wie vorgesehen nach fünf, sondern bereits nach dreieinhalb Jahren. Im Mai 1930, mit knapp zwanzig Jahren, erhielt ich ein Abschlusszeugnis als «Chemieingenieur (Spezialgebiet Elektrochemie). Ich hatte natürlich keine Diplomarbeit geschrieben und es gerade

so geschafft, die technischen Fächer zu absolvieren. Zum Glück brauchte ich später keine besonderen technologischen Kenntnisse, denn ich wurde sofort an das Wissenschaftsinstitut delegiert und musste nie in einem Betrieb arbeiten. Aber auch die Grundlagenfächer (besonders die physikalische Chemie) konnte ich an der Hochschule nicht ausreichend studieren. Darum begann ich gleich nach dem formalen Abschluss ein Selbststudium (...)»

Dieses Selbststudium war durchaus erfolgreich, 1939 verteidigte Armin Stromberg seine Dissertation.

Äusserlich schien alles gut zu laufen, aber Stromberg beschrieb diese Zeit später so: «Eine gewisse Gefahr lag ab Mitte der Dreissigerjahre bereits in der Luft. Ich kann folgende Episode erzählen. 1937 kamen ein paar Promotionsstudenten der Leningrader Universität an unser Institut. Mir gefiel eines der Mädchen – Lidija Poponina. Ich nahm all meinen Mut zusammen und machte ihr einen Antrag. Als die Jungs ihrer Gruppe erfuhren, dass Lida einen Deutschen heiraten will, waren sie entsetzt. In Leningrad gab es damals bereits eine Verhaftungswelle und sie wollten es ihr ausreden. Aber Lida war nicht einzuschüchtern. Im Sommer 1937 liessen wir uns ohne grosse Umstände trauen (...)»

Ihre Tochter, die 1938 zur Welt kam, nannten die musikbegeisterten Eltern Elsa, nach Wagners Heldin aus dem «Lohengrin».

Aus den Aufzeichnungen von Elsa Sacharowa:

«Am Sonntag den 22. Juni 1941 machten wir einen Ausflug und liessen uns unbeschwert fotografieren ohne zu ahnen, was uns

erwartet. Danach begannen die schrecklichen Kriegsjahre. Alle deutschen Familien werden aus dem europäischen Teil der UdSSR in östliche Regionen oder in den nördlichen Ural verbannt, auch wir bekamen eine solche Aufforderung. Zum Glück hatte Vaters Mutter, eine schöne und resolute Frau, gute Verbindungen in höhere Parteikreise und kannte den Direktor des Pädagogischen Instituts im Ural, der seine schützende Hand über unsere Familie hielt.... Aber im März 1942 musste Vater dennoch in die Arbeitsarmee (...)»

Aus den Erinnerungen von Armin Stromberg:

«Der Postbote überbrachte mir als Einschreiben die Mitteilung, dass ich zur Armee einberufen werde, dabei war ich, wie alle wissenschaftlichen Mitarbeiter des Instituts, die einen akademischen Grad besaßen, vom Militärdienst freigestellt. Im Wehrkommando waren nur Russlanddeutsche versammelt. Man teilte uns mit, wir seien in die Arbeitsarmee einberufen, und befahl uns, am nächsten Tag mit unserem Gepäck zu erscheinen.³⁸ Wir wurden mit einem Personenzug in eine Arbeitskolonie des NKWD (Sonderabteilung Nr. 1874 für Russlanddeutsche) gebracht, die sich, abgezäunt mit Stacheldraht, direkt neben dem Ziegelwerk von Nishni Tagil befand.

Die Bedingungen in dieser Arbeitskolonie waren sehr hart. Unterschiedliche Quellen belegen, dass in den drei Jahren ihrer Existenz von den 6'000 deutschen «Arbeitsarmisten' die Hälfte an Hunger, Kälte und Schwerstarbeit starb (...)»

Stromberg in einem Interview mit dem Korrespondenten der «Tomsker Nachrichten» (30.5.1991):

«Das Schrecklichste war der Hunger. Von morgens bis abends nur ein Gedanke – woher bekomme ich etwas zu essen? (...) Es ist mir peinlich, das einzugestehen, aber seither habe ich eine fast panische Angst davor, ohne Essen zu sein. Wenn ich sehe, dass im Haus nur noch wenig Brot ist, nehme ich den Einkaufsbeutel und gehe sofort zum Bäcker... Wissen Sie, was mich gerettet hat? Die Briefe. Die Verbindung zu meiner Familie.»

«Lidusja! Acht Tage bin ich in N. Tagil und zum achten Mal setze ich mich hin, um einen Brief an Dich zu schreiben. Die anderen machen sich lustig über mich, aber ich habe einfach das Bedürfnis. Beim Schreiben unterhalte ich mich mit Dir, kehre zurück in unser gemeinsames Leben (...)» (28.3.1942)

«Lidusja! Schreib mehr über unsere kleine Elsa. Ich habe ein Album (ein Heft) für sie angelegt, in das ich alles eintrage, was in Deinen Briefen über sie steht.»

Aus den Aufzeichnungen von Elsa Sacharowa:

«In den Achtzigerjahren zeigte mir Vater eine dicke Mappe mit vergilbten Briefen. Wie sich herausstellte, waren es die 74 Briefe, die er 1942/43 an Mutter geschrieben hatte, als er in der Arbeitsarmee war. Einzelheiten über diese Arbeitsarmee standen erst viel später in der Presse, nachdem die Perestrojka begonnen hatte und Vater rehabilitiert worden war (erst 1993). Die ‚Sonderabteilung Nr. 1874‘ befand sich hinter Stacheldraht in einem der vielen Lager des «Archipel Gulag‘ in der Stadt

Nizhni Tagil. Die Briefe, in festes Papier eingewickelt und verschnürt, bewahrte Vater zwischen seinen Arbeitsunterlagen und anderen Dokumenten auf, und ich hatte keine Ahnung davon. Es hiess immer, Vater wäre bei der Armee gewesen, mir als Kind wurde nichts erzählt, nie war von dieser Zeit die Rede, die Familie bemühte sich sie zu «vergessene, wie einen Alptraum. Offenbar hatte auch Vater die Briefe vergessen. Ich erinnere mich, dass er zutiefst erschüttert war, als er sie nach fünfzig Jahren wieder las.»

Die Briefe wurden in Umschlägen verschickt oder einfach zu einem Dreieck gefaltet und mit einer Marke versehen. Die Stempel und geschwärzten Zeilen zeugen von der Militärzensur. Geschrieben wurden sie meist mit Tinte auf dem rauen Papier, das zum Trocknen der Ziegel verwendet wurde, oder auf dem Papier von Zementsäcken.

Aus den Aufzeichnungen von Elsa Sacharowa:

«Er war ein wunderbarer Vater. Nach meiner Geburt liess er ein dickes Album anfertigen mit rotem Pappeinband und meinem Namen (so war es in den deutschen Familien üblich). Er hielt alle Details meiner Entwicklung fest, klebte Fotos dazu (er war Hobbyfotograf) und ein paar Zeichnungen. Er wollte, dass Mutter alle Briefe aufhob, denn er hatte darin von seinem Leben im Lager erzählt, aber auch nach den Alltagsorgen von Mutter und Grossmutter gefragt. Alles was mich betraf, hatte er aus den Briefen meiner Mutter abgeschrieben und die Blätter zusammen mit Zeichnungen in mein Album geklebt, das er dann bis zu meiner Einschulung weiterführte. Ich wollte immer

wissen, was Papa geschrieben und für mich gezeichnet hat. Einer seiner Bekannten im Lager war Maler, von ihm konnte er sich Material borgen und mit Aquarellfarben malen, sogar auf hochwertigem Aquarellpapier!»

Stromberg überlebte die Lagerzeit nur, weil er von der physischen Arbeit zu einer administrativen Tätigkeit wechseln konnte – er wurde zunächst Dispatcher in der Ziegelbrennerei, später war er Gütekontrolleur. Er verbrachte anderthalb Jahre im Lager und wurde im September 1943 an das Institut in Jekaterinburg zurückgeschickt, von dem aus man ihn «eingezogen» hatte. Man gab ihm ein für diese Zeit ungewöhnliches Begleitschreiben mit:

«(...) Ihnen wird der aus der Sonderabteilung Nr. 1874 entlassene Stromberg, Armin Genrichowitsch, überstellt zwecks Einsatz in seinem Fachgebiet.»

Alle Russlanddeutschen, die bis zum Kriegsende 1945 in der Arbeitsarmee bleiben mussten, wurden noch weitere zehn Jahre in Nizhni Tagil als Sonderumsiedler festgehalten und durften die Stadt nicht verlassen.

«Geliebtes Töchterchen! Wie geht es Dir? Gehst Du in den Kindergarten? Dein Papa ist jetzt bei der Armee. Aber er schießt nicht mit dem Gewehr oder einer Kanone auf Faschisten, sondern er stellt Ziegel für die Fabriken her, in denen Panzer, Flugzeuge, Kanonen und Bomben gebaut werden. Mein liebes Töchterchen, sei artig und höre auf Deine Mutter. Sie hat es jetzt sehr schwer ohne Papa. Hilf der Mama. Zieh Dich alleine an und iss ordentlich. Geh in den Kindergarten. Streite Dich nicht mit Vitja. Wenn er Dich ärgert, dann sag ihm, dass Du Pa-

pa einen Brief zur Armee schickst und ihm alles erzählst. Schreib für Papa einen Brief. Mal mir etwas mit Buntstiften: einen Menschen, einen Panzer, ein Flugzeug. (...) Mach's gut, mein Töchterchen. Papa hat Dich sehr lieb und möchte Dich so gern wiedersehen. Aber Papa darf nicht von der Armee weg, weil er eingezogen wurde. Wenn der Krieg zu Ende ist und es keine Faschisten mehr gibt, dann kommt Papa nach Hause und küsst sein Töchterchen ganz, ganz doll. Dein Papa.»

(März 1942)

«Du hast es schwer alleine, Lidusja. Ich würde Dir so gern etwas von der Erziehungsarbeit abnehmen, aber es geht eben nicht. Unsere Tochter ist jetzt in einem wunderbaren Alter. Es tut mir so leid, dass ich wegen der Arbeit in den letzten Monaten vor meiner Abreise so wenig Zeit für sie hatte. Jetzt stelle ich mir immer wieder vor, wie mein Töchterchen auf meinem Schoss sitzt, einzelne Worte schreibt und die Panzer malt, die Du in den Briefen mitschickst. Mein geliebtes Töchterchen. Ob ich sie wohl bald wiedersehen werde?» (April 1942)

«Ich weiss natürlich, dass am 5. Mai der Geburtstag unserer Tochter ist. Ich schicke ihr einen Glückwunschbrief. Ich schäme mich geradezu, wenn mein geliebtes Töchterchen so betrübt ist, weil ich ihm zu selten Briefe schreibe. Es ist erstaunlich, dass kleine Kinder genauso traurig sein können wie Erwachsene. Wie schade, dass ich bei ihrem Geburtstag und der Kinderfeier nicht dabei sein kann. Sie ist jetzt im spannendsten Alter.» (Mai 1942)

«Ich habe gestern Deinen Brief erhalten, Lidusja, und das Päckchen und die vielen Bilder von Elsa (...) Hab vielen Dank! Mir ist nur peinlich, dass Du mir die paar kärglichen Krümel schickst, die man Dir und dem Kind auf Marken zugeteilt hat. Mach das nicht mehr (...) Schreib mir ausführlicher von unserer Tochter. Ich habe ihr Bild genauestens ‚studiert‘ und bin zu dem Schluss gekommen, dass darauf ein Haus abgebildet ist (das Fenster steht extra), ein Bett mit Decke und Kopfkissen. Die vier oberen Bilder konnte ich nicht deuten. Bitte sie doch, dass sie ein paar Bilder extra für mich malt und Dir erklärt, was darauf zu sehen ist (...)» (November 1942)

«Ob ich mein Töchterchen bald wiedersehen werde? Schreib mir ausführlich von ihr, was sie sagt, was sie anstellt, was für Streiche sie spielt. Wie nimmt sie wahr, was um sie herum passiert, wie sieht sie den Krieg, die faschistischen Eindringlinge? Merke Dir bitte alles und schreib es mir, Lidusja. Ich habe doch sonst keine Chance, die Entwicklung unserer Tochter zu verfolgen, und selbst wenn ich sie wiedersehe, in einem Jahr vielleicht, so wird sie schon eine ganz andere sein als jetzt (...)» (November 1942)

Stromberg schickt ihr auch lustige Zeichnungen. Auf einem Bild sitzt Elsa mit einem Panzer in der Hand auf dem Schoss ihres Vaters, und auf der Rückseite steht:

«Geliebtes Töchterchen! Hier habe ich gemalt, wie Papa nach dem Krieg nach Hause kommt und Dir einen Spielzeugpanzer mitgebracht hat. Meine kleine Elsa hat sich sehr über Papas

Rückkehr gefreut. Sie hat den Panzer umarmt und ist zu Papa auf den Schoss geklettert. Papa streicht ihr über den Kopf und erzählt, was für eine grosse Sehnsucht er nach seiner Tochter hatte und wie froh er jetzt ist, dass er mit ihr zusammen sein kann.» (November 1942; Abb. s. S. B42)

«Elsa, mein liebstes Töchterchen! Ich habe Deine Bilder bekommen: den Pilz, den Baum, das Haus und das Bild, auf dem Papa und Mama Elsa im Kinderwagen schieben. Male noch mehr für mich, Mama wird es mir schicken (...) Was lest ihr gerade für Bücher? Was hast Du für neue Spielsachen? Mich interessiert das alles sehr. Ich küsse dich innig, mein liebstes Töchterchen. Dein Papa.» (April 1943)

«Liebstes Töchterchen! Danke für Dein Bild. Das Haus hinter dem Zaun hast Du besonders gut gemalt. Dein Papa freut sich sehr, dass Du der Mama so schön hilfst: den Fussboden wischst, den Tisch abräumst, Deine Spielsachen wegräumst. Was hast Du für neue Spielsachen? Hast Du Puppen? Und Kleider für sie? Ein Bett, Tische, Stühle? Was spielst Du mit den Puppen? Und mit wem? Auf welche Datscha fährst Du im Sommer? Schreib mir alles. Tausend Küsse. Papa.» (Juni 1943)

Nach der Entlassung aus dem Lager hatte Armin Stromberg noch ein sehr langes und erfülltes Leben. 1951 habilitierte er sich, zog 1956 nach Tomsk, leitete dort dreissig Jahre lang den Lehrstuhl für physikalische Chemie am Polytechnischen Institut und gründete ein eigenes Forschungslabor. Sein Hochschul-

Lehrbuch über physikalische Chemie erlebte sieben Auflagen, er war Mitglied des wissenschaftlichen Rates der Akademie der Wissenschaften, erhielt den Titel «verdienter Chemiker der Russischen Föderation», bekam zahlreiche Orden und Preise.

Dennoch, der Aufenthalt in einem NKWD-Lager hatte Spuren hinterlassen. Armin Stromberg hielt sich zeitlebens für einen «Menschen zweiter Klasse». Aber auch darin entdeckte er noch etwas Positives.

Aus den Erinnerungen von Armin Stromberg:

«Aus sozialen und nationalen Gründen ein ‚Mensch zweiter Klasse‘ zu sein, hatte auch seine positiven Seiten. Zum einen übertrug man mir keine administrativen Aufgaben, wodurch ich mehr Zeit für mein Fachgebiet hatte. Zum anderen war mir stets klar, dass ich als Wissenschaftler mehr vorweisen musste als meine Kollegen, um mit ihnen auf einer Stufe zu stehen (z.B. musste ich habilitiert sein, um weiterzukommen, während bei anderen der Dokortitel reichte). Das zwang mich, meine wissenschaftlichen Kenntnisse stets zu erweitern, wodurch ich mehr erreichte, als wenn man mir «einen Teppich ausgerollt hätte».»

*

Seine Frau Lidija Stromberg (1912-1972) unterrichtete von 1937 bis 1956 am Lehrstuhl für Physik in Jekaterinburg und von 1956 bis 1962 in Tomsk.

Seine Tochter Elsa Sacharowa (geb. 1938) ist promovierte Chemikerin wie ihr Vater und arbeitet seit zwanzig Jahren als leitende wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Technischen Universität Tomsk.

Seine Enkelin Olga Stromberg hat den Namen ihres Grossvaters angenommen und arbeitet als Hämatologin in Stockholm.

Nikolai Ljubtschenko
«Vergesst mich nicht»

Nikolai Petrowitsch Ljubtschenko wurde am 2. Dezember 1934 verhaftet. Ihm wurde die Zugehörigkeit zu einer konterrevolutionären Gruppe ukrainischer Nationalisten vorgeworfen, das Militärkollegium des Obersten Gerichts der UdSSR verurteilte ihn zu zehn Jahren Freiheitsentzug, er wurde zunächst ins Karlag und 1936 nach Solowki deportiert. Dort wurde er ein zweites Mal verurteilt und am 8. Dezember 1937 erschossen.

Über seine Biografie ist wenig bekannt. Er wurde 1896 geboren, studierte an der Universität Kiew, schloss sein Studium aber nicht ab, sondern «ging Revolution machen». Er war im Untergrund tätig, trat in die Partei der Bolschewiki ein, nahm am Bürgerkrieg teil. Nach der Oktoberrevolution arbeitete er für die Kiewer Zeitung *Der Kommunist* – zunächst als Leiter der Informationsabteilung, später als Redakteur. Er schrieb Feuilletons, Glossen, Humoresken. Unter dem Pseudonym Kost Kotko veröffentlichte er Kurzgeschichten und Erzählungen.

Kurze Zeit war Ljubtschenko auch im diplomatischen Dienst tätig – als Erster Sekretär und Berater der Botschaften in Warschau und Prag und Leiter der Ukrainischen Gesellschaft für internationalen Kulturaustausch.

Ljubtschenko wurde nach seiner Verhaftung zunächst im Kiewer Gefängnis des NKWD festgehalten und verhört.

Man wollte ihn dazu bringen, gegen seinen Namensvetter, den damaligen ukrainischen Regierungschef Panas Ljubtschenko auszusagen. Da Panas Ljubtschenko zu dieser Zeit aber noch im Amt war, wagte der Untersuchungsführer nicht, die Forderung offen auszusprechen, sondern schrieb nur «Panas» auf ein Löschblatt und schob es ihm zu.

Die Haftbedingungen im Kiewer Gefängnis waren vergleichsweise erträglich. Ljubtschenko begann dort sogar zu schreiben – ein Buch über die Tschechoslowakei und gereimte Märchen für seinen Sohn. Der Untersuchungsführer hegte offenbar Mitgefühl gegenüber dem völlig unschuldigen Häftling und riet Ljubtschenkos Frau, Kiew noch vor der Urteilsverkündung zu verlassen, womit er sie vor der Verhaftung rettete und ihren Sohn vor der Einweisung in ein Kinderheim.

Aus den Erinnerungen von Oleg Ljubtschenko:

«Ungefähr einen Monat nach dem Urteilsspruch, Anfang Mai 1935, wurde mein Vater ins Lager nach Karaganda gebracht (Karlak). Seine Schwestern erfuhren, dass der Transport über Moskau gehen würde, wo meine Mutter und ich zu jener Zeit wohnten, und teilten uns den Tag (5. Mai) und die Ankunftszeit des Zuges mit, wahrscheinlich hatten sie auch die Erlaubnis erwirkt, dass wir uns sehen durften... An seine Verhaftung konnte ich mich nicht erinnern. Ich war zu dem Zeitpunkt kaum drei Jahre alt. Aber seither waren fünf Monate vergangen, ich war etwas älter geworden, und manche Dinge sind mir im Gedächtnis geblieben, unter anderem unsere kurze Begegnung auf dem Kiewer Bahnhof.

Wie heute sehe Vaters Gestalt auf dem Bahnsteig, klein, schwächlich, ohne Mantel, in einem einfachen Anzug, unter

dem Jackett einen Pullover. Ich begriff natürlich nicht, dass er bewacht wurde, sah seine Begleiter gar nicht. Ich schaute nur ihn an. Er lief ohne anzuhalten schnell an den Eisenbahnwagen entlang. Wir liefen seitlich hinter ihm, folgten in geringem Abstand. Dann das enge und dunkle Zimmer im Bahnhofsgebäude. Vater sass an einem grossen Tisch (...) sprach mit uns, fragte mich irgendetwas, ich antwortete ihm.

An all das erinnere ich mich gut. Die Begegnung war sehr kurz, vielleicht zehn Minuten, dann mussten wir uns trennen. Meine Mutter hat ihn später im Lager besucht. Ich habe meinen Vater nie wieder gesehen.»

Ljubtschenko führte während seiner Lagerhaft einen regen Briefwechsel mit der Familie, aber es sind nur wenige Briefe erhalten. Fast immer schrieb er ein paar Zeilen direkt an seinen kleinen Sohn «Lesik».

«Lesik, mein Kleiner, ich schicke Mama ein neues Märchen für Dich mit. Wir haben hier viele Kamele, zweihöckrige. Eines dieser Kamele war plötzlich der Meinung, dass es eine Lokomotive sei und wollte die Schienen entlanglaufen. Das war sehr lustig. Daraus möchte ich ein Märchen machen (...)» (26.12.1935)

«Ich habe ein Märchen für Dich geschrieben, hier ist schon mal der Anfang:

Zieht durch Steppenkraut die Karawane, Zieht durch Steppenstaub die Karawane. Ein Kamel geht hinterm andern her.

Und auf den Kamelen sitzt auch wer, Die Kamele tragen Lasten schwer (...)

Ein paar Gedichte habe ich für dich in das Büchlein übertragen (...)) (11.1.1936)

«Mein geliebtes Söhnchen, mein lieber Olesik! Jetzt bist Du schon fünf Jahre alt. Wie schnell ist dieses Jahr vergangen! Mein Junge wird immer grösser und bald ist er ganz gross und klug. Mama schreibt, dass Du ein guter Junge bist und dass Du sie nur manchmal ärgerst und nicht auf sie hörst. Das solltest Du nicht tun, mein Kleiner. Seine Mama muss man ganz doll liebhaben. (...) Und denke auch immer daran, dass alle Kinder, egal ob in Moskau, in Lugansk, in Charkow oder in Jasnaja Poljana, einfach überall, Stalin liebhaben müssen, denn er tut Gutes für alle sowjetischen Kinder und die Kinder auf der ganzen Welt (...)» (12.1.1937)

Womöglich hat Ljubtschenko seine Briefe mit Blick auf die Lagerzensur verfasst. Andererseits gibt es keinen Grund, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Davon zeugt das «Graue Notizbuch», wie sein Sohn es nannte. Es enthält Texte, die Ljubtschenko im Kiewer Gefängnis und im Karlag zwischen Dezember 1934 und Januar 1936 schrieb. Dieses Notizbuch wurde nicht von der Zensur geprüft, Ljubtschenko gab es seiner Frau mit, als sie ihn im Lager besuchte.

Das «Notizbuch» enthält Gedichte und Märchen in Versform. «Mein Vater hat sich bemüht», erinnert sich sein Sohn, «wenigstens irgendwie Anteil an meiner Erziehung zu nehmen.

Seine Texte wurden mir häufig vorgelesen, sodass bestimmte Zeilen sich fest in mein Gedächtnis eingebrannt haben (...)»

Die ungerechtfertigte Strafe und die Trennung von der Familie hinterliessen natürlich Spuren in den Texten. Die ersten Gedichte (wie z.B. das «Wiegenlied») sind am 8. Dezember 1934, drei Tage nach seiner Verhaftung, entstanden.

«Ein paar Tage vor dem 5. Dezember habe ich Dir die Haare geschnitten und eine süsse Locke in die Tasche (meines Pullovers) gesteckt. Den (Pullover) hatte ich an, als sie mich abholten. Am 8. Dezember habe ich die Locke zufällig entdeckt.

Was für ein Trost sie mir war, was für eine Hilfe! Wie wild habe ich mich auf den Bleistift gestürzt, den man mir endlich gab, um die Worte aufzuschreiben, die aus mir herausbrachen, als ich die Locke fand.

Still nun, mein Kind, komm zur Ruh, Mach deine Äugelein zu – Papa ging nur kurz hinaus ...

Schlafe, mein Söhnchen, ruhe aus (...)»

«Meine liebe Verotschka! Ich weiss eigentlich nicht, was ich Dir schreiben soll. Ich fürchte, meine Briefe vom August (im Juli habe ich nichts geschrieben), haben Dich gar nicht erreicht. Dein letzter Brief ist vom 24. August, kurz danach wolltet Ihr die Datscha verlassen. Ich habe keine Ahnung, wie es Euch geht – ob Ihr gesund seid, ob unser Söhnchen lesen lernt.

Hier ist alles wie gehabt. Ich arbeite zur Zeit nicht, bekomme aber genauso viel zu essen, weshalb ich nichts weiter brauche,

auch keine Päckchen, was ich Dir bereits schrieb. Gesundheitlich geht es mir gut. Der warme Sommer hat gutgetan – die Beine tun auch bei Regenwetter nicht mehr weh. Schreib mir unbedingt zweimal im Monat, ich vergehe vor Sehnsucht ohne Nachrichten von Euch.

Ich nutze die freie Zeit, habe kürzlich alles, was Du in den anderthalb Jahren über unser Söhnchen geschrieben hast, zusammengetragen. Es war spannend zu verfolgen, wie er sich entwickelt hat. Wahrscheinlich kann er kurze Geschichten schon selbst lesen.

Mein lieber Sohn Olesik! Schreib mir einen Brief. Sei lieb zu Deiner Mama und schone sie, und vergiss deinen Papa nicht. Papa liebt Euch sehr und denkt jede Minute an Euch.

Schickt alles an die Adresse, die auf dem Umschlag steht.

Hier ist sie noch einmal:

St. Kem, Kirower Eisenbahnstrecke Postfach 20/6 an ...

Viele Küsse, Euer M.» (19.9.1937)

«Meine Lieben! Ich hatte schon Angst, dass Euer nächster Brief mich vor der letzten Postsendung im Mai nicht mehr erreicht (...) Aber gestern habe ich gleich zwei Briefe bekommen: den vom 4.4. und eine Karte vom 22.4. Das April-Päckchen habe ich zusammen mit der ersten Sendung bekommen, das Geld, die 25 Rubel, auch.

Heute regnet es und wir können nicht arbeiten, ich war morgens um 10 Uhr schon wieder in der Unterkunft. Die anderen sind fast alle zum Dienst und ich kann diesen Brief schreiben. Das Wetter scheint aufzuklären, morgen werden wir sicher wie-

der arbeiten gehen (in der Landwirtschaft ist man ja vom Wetter abhängig, wie Du weißt).

In Deinem Brief waren 3 Briefmarken, ein Umschlag und 2 Zeichnungen von Olesik. Du musst immer genau auflisten, was Du mitschickst, das ist Vorschrift, damit es kein Durcheinander gibt.

Es hat mir sehr gefallen, was Du über unser Söhnchen schreibst. Wenn Du nicht aus überschwänglicher Mutterliebe übertreibst, dann wächst mit unserem Olesik tatsächlich ein wunderbarer Junge heran. Aber wird er es mit diesen Anlagen leicht haben? Ist es nicht besser, wenn man die eigenen Unzulänglichkeiten nicht kennt, sich ihrer nicht bewusst ist? Ich habe immer Menschen beneidet, die nachts nicht aufwachen und denken: ‚Ach, ich habe dieses oder jenes nicht richtig gemachte Menschen, die ihre eigenen Texte lesen und dabei nicht denken: ‚Oh, wie schwach, wie unvollkommen! Wie viel muss ich daran noch arbeiten! (...)‘ Aber gerade diejenigen um mich herum, die ich ‚beneidet‘ habe (in Anführungszeichen natürlich, denn habe ich sie nie beneidet, sondern mich eher über sie gewundert), sind erfolgreich, dennoch stehe ich zu meiner selbstkritischen Grundhaltung.

Ich bedauere nur, dass sie bei anderen so selten anzutreffen ist (...) Aber wer weiss, vielleicht ändert sich die Menschheit doch noch, und wenn Olesik erwachsen ist, werden es ehrliche Menschen dann einfacher haben. In jedem Fall bin ich froh über die Anlagen unseres Sohnes, über seine Ehrlichkeit und sein Unvermögen, anderen wehzutun, ich frage mich nur, ob sich diese Eigenschaften nicht zu früh offenbaren.

Wie schade, dass mein Brief ihn nicht erreicht hat. Das Märchen ging in genau diese Richtung – gegen Selbstgerechtigkeit und Prahlerei.

Olesik, mein Lieber, vor langer Zeit habe ich Dir ein Märchen geschickt. Aber der Postbote war faul und verlor den Brief.

(...)

Ich schicke Euch viele Küsse, M.» (22.5.1937)

Das «Graue Notizbuch» begann Ljubtschenko mit einer Botschaft für seinen Sohn:

«5. Dezember 1935

Vor einem Jahr hast Du im Schlaf geflüstert, als Du meine Hand spürtest: ‚Papa, geh nicht weg.‘ Du warst so ein kluger Junge und bist nicht einmal aufgewacht in den ganzen fünf Stunden. Meine grösste Angst, grösser als die vor der Zukunft, war, Du könntest aufwachen und Dich erschrecken. Aber Du hast zum ersten Mal tief und fest geschlafen, mein geliebtes Söhnchen. Fünf Monate später, auf dem Bahnhof in Moskau, bist Du hinter mir hergelaufen wie ein begossener Pudel und hast gerufen: ‚Papa, Papa!‘ Du hast nicht verstanden, warum Dein Vater vor Dir wegläuft. Und dann, im Zimmer der Miliz, hast Du gefragt: ‚Papa, arbeitest Du hier?‘

Wenn Du gross bist, mein Sohn, und ich nicht mehr da sein sollte, dann wird Dir Deine Mutter erzählen, warum Euch dieses Unglück so unverdient ereilte, wie schwer Ihr es damals hattet, mit wie viel Energie Deine Mutter Dein kleines Leben gerettet und aus Dir einen guten Staatsbürger gemacht hat.

Aber vielleicht wird es auch vollkommen unnötig sein, sich an die dunklen Wolken zu erinnern, die jetzt über uns schweben. Glaub mir, mein geliebter Sohn, Dein Vater ist sich auch in diesen schweren Zeiten immer treu geblieben. Wenn es sein muss, wirst Du irgendwann erfahren, warum Du ohne Vater aufwachsen musstest. Aber besser, Du erfährst es gar nicht. Aber eines sollst Du immer wissen: Dein Vater hat seine Jugend, seine besten Jahre für den Sieg der Sowjetmacht hergegeben; er hat getan, was diese Macht für nötig hielt, er hat dort gearbeitet, wo sie es von ihm verlangte.

Und als diese Sowjetmacht, die Dein Vater heiss und innig liebt und die er für die einzig richtige hält, von ihm verlangte, dass er sich von Euch trennt und in die kasachische Steppe fährt, da hat Dein Vater niemanden verurteilt und niemanden verflucht. Es muss alles so sein, wie es für den Erhalt dieser Macht notwendig ist, denn sie ist für die gesamte Menschheit das Beste.

Dieses Buch enthält Gedichte, die Dein Vater für Dich und andere geschrieben hat – im Gefängnis und hinter Stacheldraht. Du wirst sehen, dass Dein Vater sich immer treu geblieben ist.»

Das «Wiegenlied» für seinen Sohn endet mit den Worten: «Glaube immer daran – Dein Vater kehrt zurück nach Haus.»

*

Oleg Nikolajewitsch Ljubtschenko (geb. 1932) ist in die Fussstapfen seines Vaters getreten und Journalist geworden.

Anatoli Koslowski
«Ich habe Euch mehr geliebt als das Leben.»

Anatoli Koslowski (1897-1941) wurde am 11. September 1941 im Gefängnis von Orjol erschossen. Leider ist nur eine einzige Botschaft an seine Frau und seine Tochter erhalten geblieben, die er auf ein Stück Stoff gestickt hatte (wahrscheinlich ein Stück vom Gefängnislaken); als Nadel diente ihm eine Fischgräte.

Anatoli Sergejewitsch Koslowski wurde 1897 in Smolensk geboren. Die Mutter war Wäscherin, der Vater war der Familienlegende nach ein Seminarist der Smolensker Priesterschule, der bei ihr zur Untermiete gewohnt hatte. Er durfte sie nicht heiraten, und so wurde das Kind unehelich geboren. Ein Schuster, der ehrenamtlich als Kirchenvorsteher tätig war, gab dem Kind später seinen Namen.

Anatoli Koslowski meldete sich gleich zu Beginn des Ersten Weltkriegs als Freiwilliger, wurde aber nicht an die Front geschickt, sondern auf eine Offiziersschule in Tbilisi, die er 1918 beendete. Nach der Revolution trat er in die Rote Armee ein, kämpfte im Bürgerkrieg, diente unter Tuchatschewski³⁹, wurde verwundet und bekam den Rotbannerorden.

1919 heiratete er ein Mädchen aus einer kinderreichen jüdischen Familie, Betti Slawina, die beim Armeestab als Schreibkraft arbeitete. 1921 wurde ihre Tochter Nina geboren, vier Jahre später ihr Sohn, den sie Engels nannten.

Zu dieser Zeit diente Koslowski bereits bei der OGPU und befehligte eine Einheit an der polnischen Grenze.

Aus einem Interview mit Nina Koslowskaja:

«Ich kann mich an ein Gespräch zwischen Vater und Mutter in meiner Kindheit erinnern. Mama sagte: ‚Tolja, weisst du noch, wie wir in dieses Dorf kamen, wo Juden an ihren Bärten aufgehängt worden waren und die jungen Mädchen mit abgeschnittenen Brüsten dalagen?‘ Und später erzählte Mutter mir, dass wir alle zusammen – Vater, Mutter und ich – ein paar Jahre später in eben diesem Dorf waren. Es wurde gerade irgendein jüdisches Fest gefeiert, und neben der Synagoge sassen Juden auf einer Bank – ehrwürdig, mit langen Bärten. Wir beide standen neben der Synagoge und warteten auf Vater. Und dann kam er. Alle Juden, auch die Alten, standen auf und verneigten sich bis zur Erde vor ihm. Er hatte sie während des Bürgerkrieges vor diesen schrecklichen Pogromen bewahrt.»

1928 wurde Koslowski nach Minsk versetzt und zum Chef der Abteilung Aufklärung ernannt. Diesen Posten behielt er bis zum Zeitpunkt seiner Verhaftung 1937.

Aus einem Interview mit Nina Koslowskaja:

«1935 bekam Weissrussland den Leninorden. Und 1937 wurde die gesamte weissrussische Regierung verhaftet – Tschernjow, Goloded und die anderen. Alle! Ich war 14 Jahre alt und sagte zu Vater: ‚Wie kann das sein, Papa? Gerade noch haben sie für ihre gute Arbeit einen Orden bekommen und plötzlich sind sie alle Volksfeinde. Das geht doch nicht.‘ Vater sah mich lange an, blickte dann zur Seite und sagte: ‚Das kannst du nicht

verstehen. Aber ich versichere dir – wenn du einmal gross bist, wirst du alles verstehen.» Vater wollte mich schonen, darum hat er mir nichts erklärt.»

Koslowski wurde in seinem Arbeitszimmer verhaftet. Seine Frau war an diesem Abend gerade mit den Kindern auf einem Konzert und da er ahnte, dass man nach seiner Verhaftung auch sie abholen würde, rief er sie noch an und sagte, sie solle nicht schlafen gehen, sondern angezogen bleiben. Er hatte schon vorher gewarnt, sie «müsse auf alles gefasst sein», wie die Tochter erzählte. «Ich habe mir nichts zuschulden kommen lassen. Aber du siehst ja, was los ist!» Seine Frau wurde in derselben Nacht verhaftet.

Die Ermittlungen dauerten zwei Jahre. Das Urteil lautete: Tod durch Erschiessen. Koslowski sass im Gefängnis von Minsk und wartete auf die Vollstreckung, und da ihm jeder Briefkontakt verboten war, begann Koslowski eine Botschaft für seine Frau und die Kinder zu sticken. Ohne Nadel war das nicht so leicht. Aus Angst, er könne es nicht schaffen, stickte er kurze Zeilen. Auf der linken Seite für seine Frau (mit der Unterschrift «T»), auf der rechten Seite für die Kinder (unterschrieben mit «Papa»).

«Betti! Dir allein gelten all meine Gedanken und Träume. T. Wie habe ich Dich geliebt, wie schwer ist es ohne Dich. T. weine nicht. Ich werde immer bei Dir sein. T. Denke nicht schlecht von mir. T. zweifelt niemals an meiner Ehrlichkeit gegenüber der Partei, der Heimat und Euch. T. Nina, Enja!⁴⁰ Ich bin nicht euer Feind! Ich war in 29 Kämpfen, in der Schlacht um Warschau,

für die Heimat und Euer Glück habe ich zweimal Blut vergossen. Papa. Schliesst Euch dem Komsomol an, der Partei! Ich werde immer bei Euch sein. Papa. Behaltet mich in guter Erinnerung. Ich liebe Euch – mehr als das Leben. Passt auf Mama auf! Papa. 1.10.39. Koslowski.»

Diese ungewöhnliche Botschaft übergab ein Mitgefangener nach seiner Entlassung an Koslowskis Tochter, seine Frau lebte zu der Zeit schon in der Verbannung im Norden von Kasachstan. Er hatte das Stück Stoff in den Kragen seines Hemdes eingenäht.

1940 wurde Koslowskis Urteil plötzlich umgewandelt in 15 Jahre Haft. Der Tochter wurde ein kurzer Besuch des Vaters gestattet.

Aus einem Interview mit Nina Koslowskaja:

«Papa hatte einen Verband um und liefen Krücken. Ich war so erschrocken, dass ich rief: «Papa, was ist mit dir?» Er sagte: ‚Nichts. Es ist alles gut jetzt, mach dir keine Sorgen.‘ Als Erstes fragte er mich, was ich an hätte. Ich musste mein Bein heben und ihm zeigen, dass ich Schuhe und Galoschen trug und dass meine Füße trocken waren. Er war sehr, sehr froh, dass ich an der Universität studierte.»

Im Mai 1941, einen Monat vor Kriegsausbruch, wurde Koslowski in das Gefängnis von Orjol überstellt. Davor durfte seine Tochter ihn noch einmal besuchen. Es war ihre letzte Begegnung.

Aus einem Interview mit Nina Koslowskaja:

«Er umarmte mich, setzte mich auf seinen Schoss. Und plötzlich flüsterte er mir ins Ohr: ‚Nina, ich habe solche Angst um Euch, um dich und um Enja. Der Krieg! Es wird Krieg geben, er wird schon bald beginnen!« Ich sagte: ‚Ach was, Papa! Wir sind doch so gute Freunde! Umarmen uns mit Ribbentrop! Was denn für ein Krieg?« Er aber sagte: ‚Die Gans ist dem Schwein kein Freund. Der Krieg steht kurz bevor, Nina. Pass gut auf dich auf.«

Vater war ein wunderbarer Mensch. Ich habe ihn sehr geliebt. Mehr noch als meine Mutter, denn er war unerhört wissbegierig. Ich erinnere mich, wie er einmal krank war, es war vor seiner Verhaftung (ich war ungefähr 15). Er lag da und las ein dickes Buch. Ich ging zu ihm und fragte: «Was liest du da, Papa?» Er sagte: «Etwas über Differentialgleichungen.» Ich fragte erstaunt: «Wozu brauchst du das denn?» Er darauf: «Du glaubst gar nicht, wie spannend das ist.» Er verstand auch viel von Kunst und konnte wunderbar zeichnen.»

Koslowski hatte recht mit seiner Vorhersage, aber er konnte nicht ahnen, wie schnell der Vormarsch der Deutschen sich auf sein Schicksal auswirken würde.

Am 11. September 1941 wurde er zusammen mit weiteren Gefangenen in einem Waldstück erschossen. Die Erschiessung ging auf Betreiben Berijas zurück, der Stalin am 6. September eine Liste mit 170 Personen schickte und bat, gegen sie die Höchststrafe anzuwenden. In einem Begleitschreiben hiess es, dass die in der Liste aufgeführten Personen unter den Gefangenen defätistische Agitation betreiben und ihre Flucht vorbereiten würden, um ihre konspirative Tätigkeit wieder aufneh-

men zu können. Unter den Hingerichteten waren einige bekannte Politiker und Staatsfunktionäre, u.a. M. Spiridonowa, O. Kamenewa und Ch. Rakowski.⁴¹

*

Koslowskis Sohn Engels ging als Freiwilliger an die Front und fiel am 26. Januar 1944.

Seine Tochter Nina studierte Philologie an der Moskauer Universität und unterrichtete bis zu ihrer Pensionierung russische Sprache und Literatur in Schulen der Stadt Tscherboksara.

Michail Strojcow
«Vaters Briefe kann ich nicht lesen,
ohne zu weinen.»



Michail Strojcow mit seiner Frau Jelena
und der Tochter Julia, Moskau 1932



«Papas Zimmerecke»



Haus in Archangelsk, in dem Michail Strojkw
eine Zimmerecke gemietet hatte

Alexej Wangenheim
**«Gib meine Begeisterung
an unsere Tochter weiter.»**



Alexej Wangenheim mit
seiner Frau Warwara
Kurgusowa, Moskau 1930



Alexej Wangenheim
mit seiner Tochter Elja,
Moskau 1931



Alexej Wangenheim, Foto aus der Ermittlungsakte, 1934



Entwurf für eines der Beete, die Wangenheim in Solowki gestaltetete; hier eine Darstellung des Weißmeer-Ostseekanals



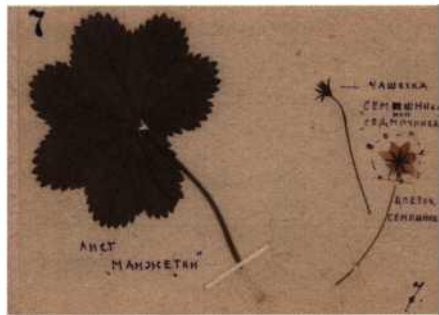
Darstellungen zur Veranschaulichung einer Wendelinie (Geometrie)



Bild aus einem Rätselbuch für seine Tochter.
 Der Text dazu lautet: «Wenn er lebt, liegt er.
 Wenn er stirbt, läuft er weg.»



Rentier



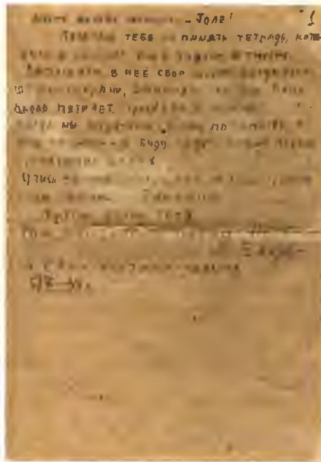
Botanische Mathematik; am Beispiel
 von Pflanzen (hier einem Frauenmantelblatt)
 erläutert Wangenheim Zahlen und
 Rechenaufgaben.

Michail Bodrow

«Dein Papa, ein unverbesserlicher Trotzki.»



Michail Bodrow, Foto
aus der Ermittlungsakte,
1929

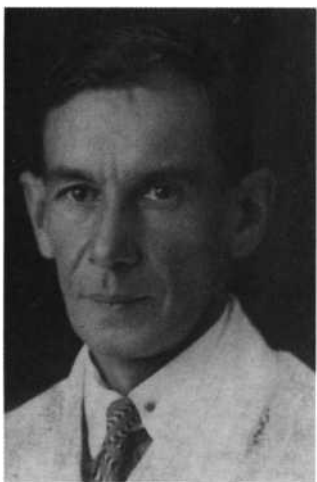


Der einzige Brief
Michail Bodrows
an seinen Sohn,
5.10.1934

Jewgeni Jablokow
«Ich glaube an unsere Kinder.»



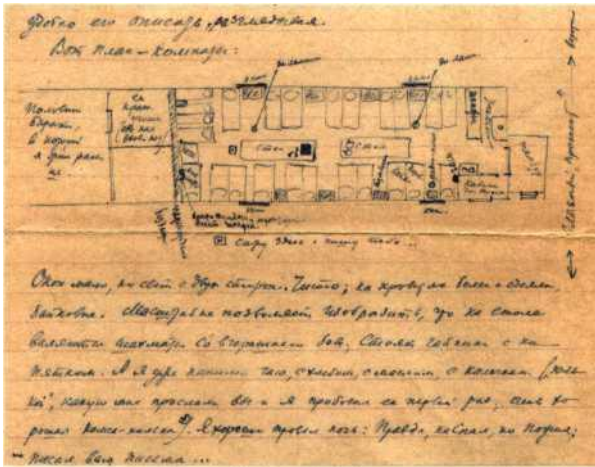
Jewgeni Jablokow mit seiner Frau Nina und den Kindern Irina
und Juri, Rjasan 1933



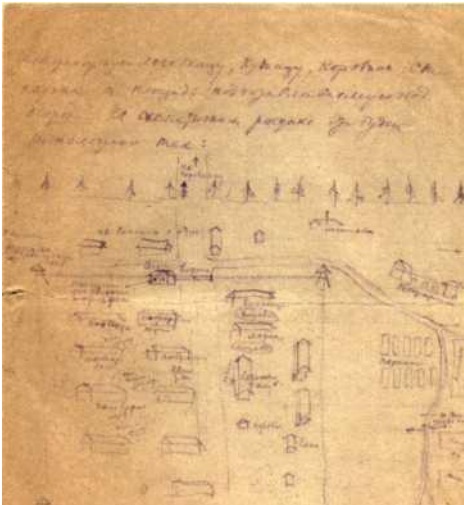
Jewgeni Jablokow,
Rjasan 1935



Irina und Juri Jablokow,
Rjasan 1939



Grundriss der Baracke, Brief vom 27./28.04.1940 (s. S. 77)



Lagerplan,
Brief vom
20.05.1939

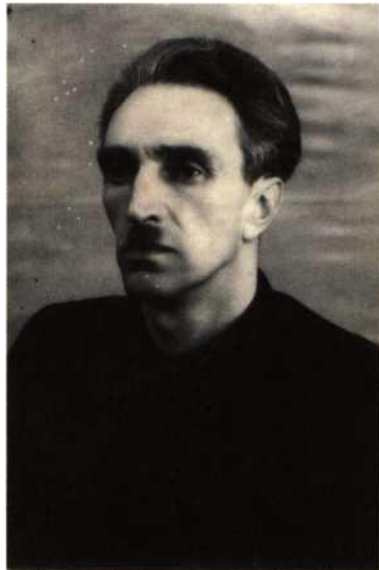
Viktor Lunjow
**«Und mein Märchen endet da.
Dein Dich liebender Papa.»**



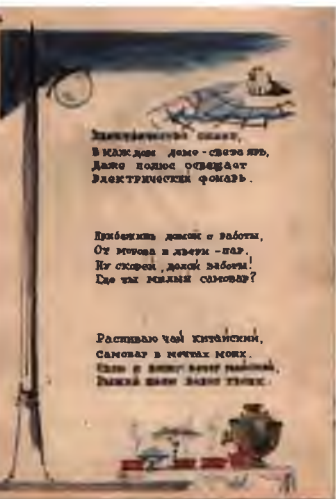
Viktor Lunjow, Moskau ig^oer-Jahre



Viktor Lunjow mit seiner Tochter Jelena, Moskau 1948



Viktor Lunjow nach der Entlassung
aus dem Lager, Ust-Kamenogorsk 1955



Ну, пока!
 поставим точку.
 Жду письма.
 Целую дочку.

Где и сквозчик
 монет.
 Я -
 твой
 любящий
 О Ш В Ц.



Дом 46.
 Профес-стоп!
 Почтальон,
 двелес-клад.
 - Эд сь
 Аленушка иммет?
 На ра
 ЕИ
 пшоьмишко иммет.



И даст еншо Алене
 Об отважнем
 почтальоне
 с келюострива Тойнимр.
 Ке данись - Читай д- дме!

Michail Lebedew
«Batko, hörst du mich?»



Michail Lebedjew, 1934

Iwan Suchanow
«Ich denke immerzu an Dich.»



Iwan Suchanow, Riga 1910



Iwan Suchanow (mit Gitarre), Nowodewitschje 1908



Iwan Suchanow mit seiner Frau Sofia und dem Sohn Mischa,
Uljanowsk 1924



Malachowka, 1930



Baustelle, Temirtau
1935-1936



Das Lager Dritte Kolonne, Amsas 1935-1936



Porträt eines Häftlings, Dmitlag 1936



Porträt eines Häftlings,
Dmitlag 1936



Baracke, Temirtau 1935-1936



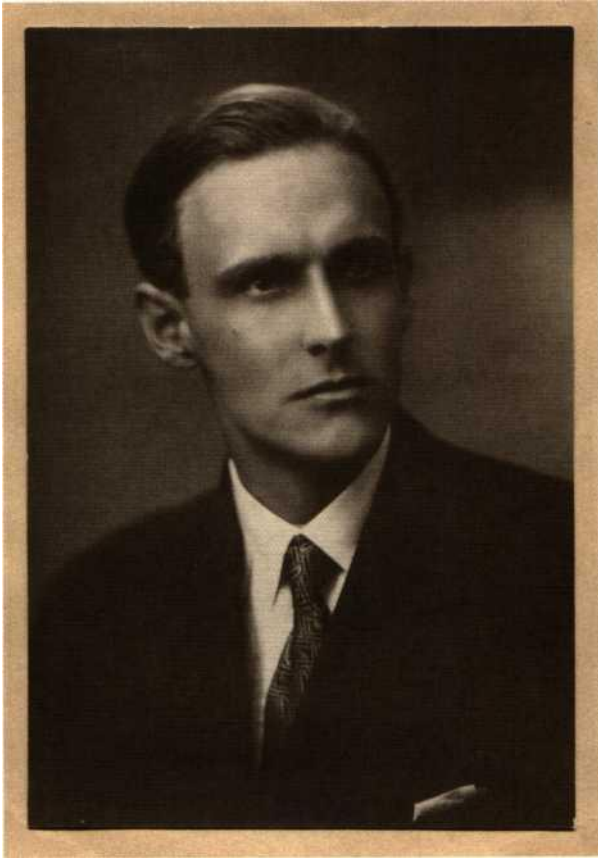
Baracken aus der Vogelperspektive, Temirtau 1935-1936



Die Lagerküche, 1935-1936

Boris Schustow

«Der erste Gedanke, wenn ich aufwache,
und der letzte, bevor ich einschlafe, gilt Dir,
mein geliebtes Mädchen.»



Boris Schustow, Moskau 1930



Inna Schustowa, Moskau 1936



Boris Schustow mit seiner Tochter Inna, 1946

Gawriil Gordon

«Wenn Dir diese Seiten am Anfang Deines Weges
hilfreich sein können, wird mich
das glücklich machen.»



Gawriil Gordon, Morschansk 1910



Gawriil Gordon, 1930er-Jahre



Gawriil Gordon mit seiner Frau Jelisaweta und den Töchtern Jelisaweta und Irina; die Aufnahme wurde während ihres Besuchs im Lager gemacht, Solowki 1931



»Kleine Einführung
in die große Philo-
sophie. Für meine
liebe Lika.«, 1937



»Klio. Kurze Ein-
führung in die
Geschichte. Für
meine liebe Tochter
Irina.«, 1937

Wladimir Le wit ski
**«Ich will nur noch eins – Euch wiedersehen
und sterben, mehr nicht.»**



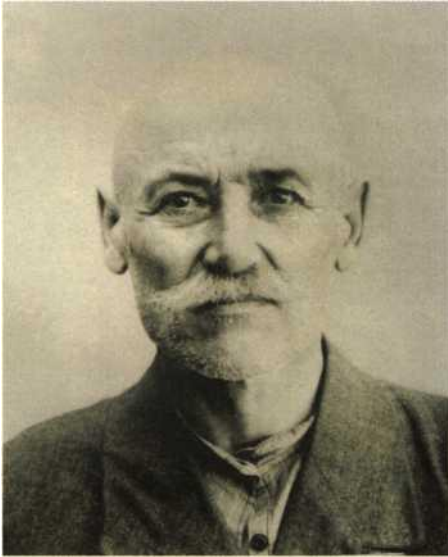
Wladimir Lewitski, Mitglied der fotografischen
Gesellschaft, Orjol um 1910



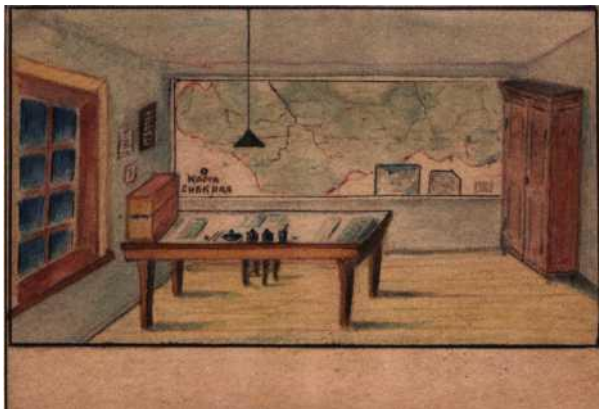
Wladimir Lewitski mit Schülern der Kadettenschule, Oriol 1910



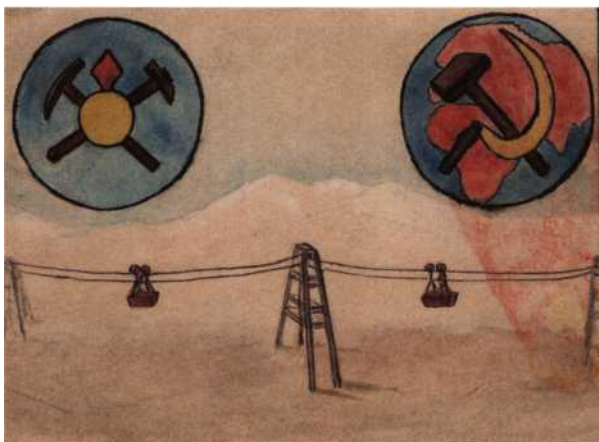
Natalja Lewitskaja mit ihrem Sohn Oleg,
Orjol 1916



Wladimir Lewitski,
Foto aus der Ermittlungsakte, 1937



Arbeitszimmer in Olchowka, 1933



Loren mit Erz an der Artjomow-Mine, Olchowka 1933



Selbstgefertigte Postkarte, Mariinsk 1935

Friedrich Krause
«Nicht ganz vom Erdboden verschwinden ...»



Friedrich Krause mit seiner Tochter Irina, Riga 1924

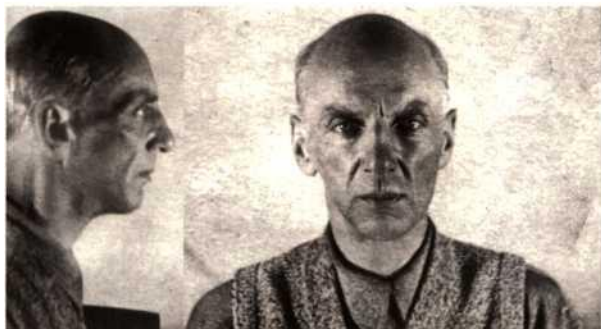


Friedrich Krause bei einer Untersuchung, Anfang der 1930er-Jahre



Lena und Karik Krause, Magnitogorsk 1936

Friedrich Krause
und Vera Bersenewa,
Magnitogorsk
1930er-Jahre



Friedrich Krause, Fotos aus der Ermittlungsakte, 1942

Armin Stromberg

«Wissen Sie, was mich gerettet hat? Die Briefe.
Die Verbindung zu meiner Familie.»



Armin Stromberg mit seiner Frau Lidia und der Tochter Elsa,
Swerdlowsk 22.06.1941



Brief an seine Tochter,
27.03.1942

B41



«Meine kleine Elsa hat sich sehr über Papas Rückkehr gefreut. Sie hat den Panzer umarmt und ist zu Papa auf den Schoss geklettert.» (S. 189 f.)



Brief aus Nishni Tagil, 03.12.1942



Neujahrskarte,
31.12.1942



Seiten aus einem Album, das Armin Stromberg für seine Tochter angefertigt hat: «Briefe des eingezogenen Papas (Nishni Tagil) an sein Töchterchen Elsotschka (Swerdlowsk). März 1942 – September 1943»



Zeichnung aus einem Brief, Juni 1943



Zeichnung aus einem Brief, Juni 1943



Elsa Stromberg, Swerdlowsk 2.9.1945



Armin Stromberg, Tomsk 1992

Nikolai Ljubtschenko
«Vergesst mich nicht.»



Vera Ljubtschenko mit ihrem Sohn Oleg, 1933



Nikolai Ljubtschenko,
1930er-Jahre



Nikolai Ljubtschenko mit seinem
Sohn Oleg, Charkow 1934



Oleg Ljubtschenko, Kiew 1934

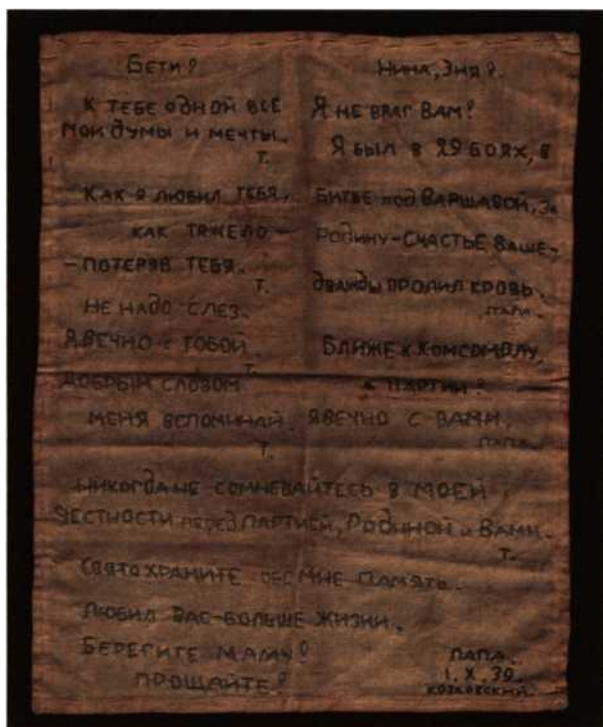
Anatoli Koslowski
«Ich habe Euch mehr geliebt als das Leben.»



Anatoli Koslowski mit seiner Frau Betti, igzoer-Jahre



Betti Koslowskaja mit ihren Kindern Nina
und Engels, Minsk Ende der 1920er-Jahre



Auf ein Stück Stoff gestickter Brief, Minsker Gefängnis 1939

Irina Scherbakowa

MEMORIAL und die Bewahrung der historischen Erinnerung

Die Internationale Gesellschaft MEMORIAL ging 1988 aus einer grossen gesellschaftlichen Bewegung hervor. Teil dieser Bewegung waren Menschen mehrerer Generationen mit unterschiedlichen Schicksalen, mitunter auch mit ganz verschiedenen politischen Ansichten. Es waren nicht nur ehemalige politische Gefangene und ihre Angehörigen, sondern auch junge Menschen, denen es darum ging, einen demokratischen Rechtsstaat aufzubauen.

Heute besteht MEMORIAL, deren erster Präsident Akademiemitglied Andrej Sacharow war, aus mehreren Dutzend Organisationen in Russland, Weissrussland, Deutschland, Italien, Kasachstan, Lettland und der Ukraine, die wissenschaftlich sowie im Bereich der politischen Aufklärungstätig sind.

Auf Initiative und unter Mitwirkung von MEMORIAL wurde 1991 das «Gesetz über die Rehabilitierung der Opfer politischer Repressionen» verabschiedet; es bestimmte den 30. Oktober zum Tag der Erinnerung an die Opfer politischer Repressionen.

Seit ihrer Gründung sieht die Gesellschaft MEMORIAL eine ihrer essenziellen Aufgaben darin, den Raum für eine Kultur der Erinnerung an die politischen Verfolgungen in der UdSSR zu schaffen. Ein wesentlicher Teil dieser Arbeit besteht darin, die – verbalen wie materiellen – Zeugnisse zu sammeln und zu

bewahren, die mehr als vier Millionen Verfolgte der Stalin-Zeit hinterlassen haben. So entstand im Laufe von 20 Jahren das einzige nationale Archiv zu diesem Thema in Russland. Es enthält allgemein zugängliche Museumssammlungen, Dokumentenarchive und eine Spezialbibliothek.

Die Rückkehr der Namen und Biografien der Opfer in die Öffentlichkeit ist ein weiterer wichtiger Aspekt der Arbeit von MEMORIAL. Inzwischen wurde eine Datenbank erstellt, die bisher über 2,6 Millionen Namen von Opfern politischer Repressionen erfasst.

MEMORIAL möchte den Anstoss zu Diskussionen geben, die unmittelbar der Erinnerung und der Analyse der heutigen Geschichtspolitik dienen.

Faktisch ist MEMORIAL die einzige russische Institution, die nicht nur erforscht, wie die Erinnerung von einer Generation an die nächste überliefert wird, sondern auch die Vergegenwärtigung historischer Fakten anregt – und zwar durch den gesamt-russischen Geschichtswettbewerb für Schüler der Oberklassen mit dem Titel: «Der Mensch in der Geschichte. Russland im 20. Jahrhundert».

MEMORIAL führt Forschungsprojekte zu verschiedenen Themen durch, die mit der politischen Erinnerung an die Verfolgungen Zusammenhängen. Als repräsentative Beispiele seien genannt: die Erstellung einer Karte des Gulag und einer grundlegenden deskriptiven Arbeit über das Gulag-System, die Herausgabe von Nachschlagewerken mit Biografien der für den Terror Verantwortlichen, die Untersuchung von Rolle und Bedeutung der sozialdemokratischen Opposition gegen das Stalin-Regime, die Erforschung der Mechanismen und der Statistik des Terrors sowie der Stätten, die zur *Topografie des Terrors*

gehören, die Aufarbeitung der Erinnerung über den Terror in den Familien, die Erfassung von Museumskollektionen, die mit der Geschichte des Gulag zusammenhängen, und die Erforschung der Schicksale einzelner Opfergruppen der politischen Repressionen – von Polen, Deutschen oder der Bevölkerung von Harbin.

Archiv- und Museumskollektionen von MEMORIAL

Das Archiv der Gesellschaft MEMORIAL entstand gleichzeitig mit der Organisation selbst (1989), als die Opfer der Repressionen, ihre Verwandten und Freunde damit begannen, den Mitarbeitern der Bewegung Dokumente, Fotografien und handschriftliche Erinnerungen aus ihren Familienarchiven zur Verfügung zu stellen.

Das Archiv von MEMORIAL besteht aus verschiedenen thematischen Sammlungen:

Archiv zur Geschichte der politischen Repressionen in der UdSSR 1918-1956

Der Sammlung liegen die Personalakten von Verfolgten zugrunde – das sind Erschossene, zu Lagerhaft Verurteilte, Verbannte, «Entkulakisierte». Dieser Bestand umfasst über 60'000 Personalakten. Die unmittelbar mit der Verfolgung zusammenhängenden Unterlagen sind hier am vollständigsten vorhanden. Das sind Originale sowie Kopien offizieller Dokumente: Haftbefehle, Durchsuchungsprotokolle, Seiten aus archivierten Unterlagen der Strafakten, Lagerakten und Akten der Aufsichtsbehörden, Urteile, Todesurkunden, Entlassungsbescheinigungen und Rehabilitierungsurkunden. Zu den persönlichen

Dokumenten gehören Auflistungen von Geschenkpaketen ins Gefängnis oder Lager sowie Revisionsanträge, die Verwandte oder die Gefangenen selbst gestellt hatten, ausserdem Dokumente aus der Haftzeit: Beurteilungen, Gedichte, Plakate mit Bekanntmachungen von Lageraktivitäten, Belobigungsurkunden, selbst hergestellte Postkarten, Noten und persönliche Aufzeichnungen. Von besonderem Interesse ist der Briefwechsel von Gefangenen mit ihrer Familie. Zum Grossteil ist das die offizielle, genehmigte Korrespondenz, die kontrolliert wurde und häufig Streichungen durch die Zensur enthält. Der geringere Teil besteht aus Briefen, die illegal übermittelt wurden – Nachrichten, die während des Transports abgeschickt wurden, Notizen auf Stoff oder Zigarettenpapier, die in Kleidernähten und Knöpfen versteckt worden waren. Oft enthalten die Personalakten auch Dokumente zum privaten und öffentlichen Leben der Menschen vor ihrer Verhaftung: Geburtsurkunden, Attestate, Diplome, Mitgliedsausweise verschiedener Organisationen, dienstliche Beurteilungen, Urkunden und Auszeichnungen, Briefe und Fotografien.

Sammlung von Memoiren und literarischen Werken

Die Sammlung umfasst ca. 600 Einheiten und bietet einzigartige persönliche Zeugnisse vom Leben in der UdSSR im 20. Jahrhundert, von Verhaftungen, Untersuchungsverfahren, Lager und Verbannung (hier spiegeln sich die gesamte Geschichte und Geografie des Gulag wider). Neben den eigentlichen Memoiren findet sich in der Kollektion auch eine Auswahl von meist unveröffentlichten Briefen, Tagebüchern, Essays und Artikeln.

Archiv des Programms «Opfer zweier Diktaturen»

Die Unterlagen betreffen das Schicksal von Sowjetbürgern, die während des Zweiten Weltkriegs zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt wurden. Das Archiv verfügt über ungefähr 400'000 Akten ehemaliger Ostarbeiter, von denen viele nach ihrer Rückkehr in die UdSSR Verfolgungen und Benachteiligungen ausgesetzt waren.

In den Akten befinden sich biografische Angaben zu den Ostarbeitern, ihre Briefe und Memoiren, von der deutschen Verwaltung ausgestellte Dokumente, Dokumente der Überprüfung (Filtration) bei der Rückkehr in die Heimat, Bescheinigungen aus staatlichen und amtlichen Archiven der UdSSR ebenso wie vom Suchdienst des Internationalen Roten Kreuzes, persönliche Dokumente (Fotografien, Briefe und Postkarten aus Deutschland und den Filtrationslagern). Auf dieser Grundlage wurde eine Datenbank erstellt, die insbesondere Informationen über Wohn- und Arbeitsort der Ostarbeiter auf dem Territorium des Dritten Reiches enthält.

Archiv zur Geschichte der Dissidentenbewegung in der UdSSR von 1953-1987

Die Dokumentensammlung von MEMORIAL zur Geschichte des Andersdenkens in der poststalinistischen Zeit ist die grösste in Russland und eine der grössten weltweit. Dazu gehören 74 Bestände und Kollektionen sowie ein Bildarchiv und eine Sammlung seltener Editionen mit geringer Auflage. Der Gesamtumfang der Sammlung beläuft sich auf etwa 300'000 Druckbögen. Hinzu kommt die Kollektion des Samisdat. Diese wurde vom Internationalen Institut für humanwissenschaftliche und politische Forschungen gesammelt und 1998 MEMORIAL übergeben. Die persönlichen Sammlungen und Archive enthalten

Briefe, Tagebücher, Memoiren, Entwürfe zu Aufsätzen und andere Arbeitsunterlagen bedeutender Dissidenten.

Im Archiv befinden sich Fotokopien von etwa 13'000 Registerkarten politischer Häftlinge, die zwischen 1953 und den Achtzigerjahren wegen politischer Aktivitäten verurteilt wurden. Diese Sammlung ist eine wichtige Quelle für Wissenschaftler, die die oppositionellen gesellschaftspolitischen Aktivitäten und die Repressionen in der UdSSR von den 1950er- bis zu den 1980er-Jahren erforschen. Samisdat und andere Materialien, die mit der Dissidentenbewegung zu tun haben, sind in verschiedenen Formen vorhanden: maschinenschriftlich, in Kopien, selbst gemachte Alben mit Illustrationen. Es gibt etliche Unikate: Briefe aus der Verbannung, die auf Stoff geschrieben sind, heimlich im Lager gemachte Tonbandaufnahmen und vieles mehr. Die Sammlung enthält etwa 5'000 Fotografien.

Das Zentrum für oral history und Biografien

Im Rahmen der von unserem Zentrum organisierten Projekte «Die Erinnerung von Frauen an den Gulag» und «Die Kinder von Alshir»⁶ wurden etwa 200 Interviews aufgezeichnet sowie Tausende von Dokumenten, Fotos, Erinnerungstexten, Briefen und Tagebüchern gesammelt, die das Schicksal der Frauen von «Vaterlandsverrätern» illustrieren, die ohne Gerichtsurteil in Lager verschickt und deren Kinder zwangsweise in Kinderheime eingewiesen wurden. Das gesammelte Material und vor allem mündliche Zeugnisse ermöglichen es nachzuvollziehen, wie die Geschichte der Mütter, die sich im Gulag befanden, die Biogra-

fie und das Schicksal der Kinder geprägt hat, und beleuchten insbesondere die traumatischen Erfahrungen der sowjetischen Familien.

Im Rahmen der Projekte «Überleben in Mauthausen» und «Zwangsarbeit im nationalsozialistischen Deutschland» wurden ungefähr 300 Audio- und Videointerviews mit ehemaligen KZ-Häftlingen und Ostarbeitern aufgezeichnet, in denen sich nicht nur die tragischen Peripetien im Schicksal dieser Personen während des Krieges widerspiegeln, sondern auch die Erfahrung ihrer lang anhaltenden Diskriminierung in der Nachkriegszeit.

Museumssammlung

Die Museumssammlung wurde bereits 1988 begonnen. Neben Dokumenten übergaben die Verwandten von Opfern der Repressionen dem Museum auch Erinnerungsstücke, Zeichnungen und Fotos. Die Hauptquelle für die Erweiterung der Museumsbestände waren die Familienarchive, ein Teil der Exponate sind Fundstücke von Expeditionen in die Gebiete der ehemaligen Lager. Der Fundus des Museums besteht aus ca. 2'000 Einheiten, darunter die weltweit grösste Sammlung von Kunstwerken (etwa 1'500), die in der Haft entstanden sind. Der Hauptteil sind Grafiken und Bilder von inhaftierten Künstlern – Genrezeichnungen, Porträts, Interieurs, Landschaftsmalereien, Skizzen, Dekorationen und Kostüme für Aufführungen des Lagertheaters. Zu den Autoren gehören bekannte Meister, die sich in Lagern und in Verbannung befanden.

Zur eigentlichen Museumssammlung kommen die Materialien des Bildarchivs hinzu – ungefähr 12'000 Einheiten.

Es handelt sich um originale oder kodierte dokumentarische Fotografien, die die Geschichte der politischen Repressionen in der UdSSR der 1920er- bis in die 1950er-Jahre wiedergeben – Leben und Arbeit der Gulag-Häftlinge, der Alltag in der UdSSR, die sowjetische Propaganda.

(Aus dem Russischen von Regine Kühn)

Liste der im Buch erwähnten Arbeits- und Besserungslager

- Dmitlag** – Arbeits- und Besserungslager in der Nähe von Dmitrow, einer Kleinstadt im Norden des Gebiets Moskau; existierte von 1932 bis 1938; die Häftlinge arbeiteten u.a. am Bau des Moskau-Wolga-Kanals mit (Gordon, Suchanow)
- Kargopolag** – Arbeits- und Besserungslager in der Nähe von Kargopol, einer Kleinstadt im Gebiet Archangelsk; existierte von 1937 bis 1960; die Verwaltung befand sich bis 1940 in Kargopol, ab 1940 an der Bahnstation Jerzewo; die Häftlinge wurden vor allem zum Baumfällen eingesetzt (Jablokow)
- Karlag** – Arbeits- und Besserungslager in Kasachstan, eines der grössten im Gulag-System; existierte von 1931 bis 1959; die Verwaltung befand sich im Dorf Doiinka im Gebiet Karaganda; die Häftlinge arbeiteten in der Landwirtschaft, in der Industrie, in Kohlebergwerken und Steinbrüchen (Bodrow, Krause, Ljubtschenko)
- Norillag** – Arbeits- und Besserungslager im Gebiet von Norilsk in Nordsibirien (300 km nördlich vom Polarkreis); existierte von 1935 bis 1956; die Häftlinge wurden bei der Kupfer- und Nickelgewinnung und im Kohlebergbau eingesetzt sowie beim Bau der Eisenbahnstrecke Norilsk-Dudinka und von Autotrassen (Lunjow)
- Sewwostlag** – Arbeits- und Besserungslager im äussersten Nordosten von Sibirien; existierte von 1932 bis 1951; der

grösste Lagerkomplex im Fernen Osten, in ihm waren alle Lager der Kolyma zusammengefasst, u.a. auch Teile von Jakutien, Chabarowsk und Kamtschatka; die Verwaltung befand sich in Magadan; die Häftlinge wurden in den unterschiedlichsten Bereichen eingesetzt, u.a. bei der Goldgewinnung; zum Einflussbereich des Sewwostlag gehörte auch Wladiwostok, von wo aus die Häftlinge in das Kolyma-Gebiet weitertransportiert wurden (Bodrow, Lebedew, Strojkw)

Sewsheldorlag – Arbeits- und Besserungslager in der Republik Komi im Nordwesten Russlands; existierte von 1938 bis 1950; die Häftlinge wurden vor allem beim Bau von Eisenbahnstrecken eingesetzt (Schustow)

Siblag – das grösste Arbeits- und Besserungslager in Westsibirien, erstreckte sich über die Gebiete Omsk, Tomsk, Nowosibirsk und Kemerowo sowie die Regionen Krasnojarsk und Altai; existierte von 1929 bis 1960; die Häftlinge wurden u.a. für Waldarbeiten, im Kohlebergbau, beim Bau von Eisenbahnstrecken eingesetzt (Suchanow, Lewitzki)

Solowki – Zwangsarbeitslager besonderer Verwendung der GPU auf den Solowezki-Inseln, u.a. auf dem Gelände eines ehemaligen Klosters; es existierte von 1923 bis 1931 bzw. von 1932 bis 1936 als Unterabteilung des Weissmeer-Ostsee-Lagers; von 1937 bis 1939 befand sich hier ein Sondergefängnis des NKWD; die Häftlinge wurden für Waldarbeiten, Torfgewinnung und Bauarbeiten eingesetzt (Wangenheim, Gordon, Ljubtschenko)

Tagillag – Arbeits- und Besserungslager in der Nähe von Nishni Tagil (Gebiet Swerdlowsk im mittleren Ural); existierte von 1942 bis 1953; die Häftlinge wurden vor allem in den umliegenden Industrieanlagen als Arbeitskräfte eingesetzt (Stromberg)

Uchtpetschlag – Arbeits- und Besserungslager in der Republik Komi im Nordwesten Russlands; existierte von 1931 bis

1938; die Verwaltung befand sich in der Kleinstadt Tschibju, dem heutigen Uchta; die Häftlinge wurden vor allem in der Erdölgewinnung und im Kohlebergbau in den Gebieten um Workuta eingesetzt, aber auch für Waldarbeiten und auf Baustellen (Suchanow)

Wolgolag – Arbeits- und Besserungslager an der Wolga; existierte von 1935 bis 1942, die Verwaltung befand sich in Rybinsk, einer Kleinstadt im Gebiet Jaroslawl, ca. 280 km nördlich von Moskau; die Häftlinge wurden auf verschiedenen Baustellen des NKWD eingesetzt, u.a. beim Bau von hydrotechnischen Anlagen in Rybinsk und des Uglitscher Wasserkraftwerks (Gordon)

Anmerkungen

- 1 Semstwo-Abgeordneter – Kreis- und Landrat, 1864 von Alexander II. für die lokale Verwaltung eingerichtet.
- 2 Anatoli Lunatscharski – 1875–1933, Schriftsteller und Politiker, war bis 1929 Volkskommissar für Bildung.
- 3 Otto Schmidt – 1891–1956, sowjetischer Politiker, Geophysiker, Polarforscher.
- 4 Wasserkraftwerk in der Ukraine am Dnepr, 1927–1932 gebaut, zu jener Zeit das größte in Europa.
- 5 Wasserkraftwerk am Wolchow-Fluss im Petersburger Gebiet, 1921–1927 gebaut.
- 6 Sergej Kirow – Staats- und Parteifunktionär, Erster Sekretär der KP in Leningrad, wurde am 1.12.1934 unter bis heute ungeklärten Umständen von einem Attentäter erschossen.
- 7 Felix Dserschinski – 1877–1926, Gründer und erster Chef des sowjetischen Geheimdienstes.
- 8 Walerian Kuibyschew – 1888–1935, Mitglied des Politbüros der KPdSU, treuer Anhänger Stalins.
- 9 An diesem Ort in Karelien hat der von 2016–2018 inhaftierte Memorial-Historiker Juri Dmitriew eine Gedenkstätte eingerichtet.
- 10 Pawel Florenski – 1882–1937, Religionsphilosoph, Theologe, Mathematiker, Kunstwissenschaftler.
- 11 Als 1922 Lenin erkrankte, entbrannte der Machtkampf um die Führung der Bolschewiki zwischen Trotzki und Stalin. Lenin warnte am 4.1.1923 in einem Brief an den XII. Parteitag nachdrücklich vor Stalin, dem Generalsekretär der Par-

tei. Nach Lenins Tod 1924 rückten diese Zeilen in die Rolle eines politischen Testaments.

- 12 Versorgungskontor des Bezirks.
- 13 Der sowjetische Geheimdienst wurde mehrfach umbenannt – UNKWD, NKWD, KGB, FSB.
- 14 Traditionelle russische Hoftracht.
- 15 Film von Iwanowski und Rappoport, Lenfilm 1940.
- 16 Um die Statistik aufzubessern, wurden als Invaliden eingestufte Häftlinge in der Nähe des Lagers »zur ständigen Ansiedlung« untergebracht, d. h. sie durften diesen Ort nicht verlassen.
- 17 Nachgedichtet von Jekatherina Lebedewa unter Mitarbeit ihrer Studenten am Institut für Übersetzen und Dolmetschen der Universität Heidelberg: Olga Alirzaeva, Nikita Anikin, Tatiana Jung, Alice Klassen, Nadezhda Mileva, Jana Mozhzhuhina, Victoria Nizhnik, Kateryna Pawlenko, Anna Shnaider, Oxana Weimer.
- 18 Figuren aus dem Roman von Victor Hugo *Die Elenden*.
- 19 Zitat aus *Taras Bulba* von Nikolai Gogol.
- 20 Stadt an der Wolga, ca. 700 km westlich von Moskau, wurde später in Uljanowsk umbenannt.
- 21 Andrea Palladio – 1508–1580, bedeutendster Architekt der Renaissance in Oberitalien.
- 22 Gemeint ist der Landschaftsmaler W. K. Bjalynitzki-Birulja, 1872–1957.
- 23 Wladimir Jakowlewitsch Kurbatow – 1878–1957, Kunstwissenschaftler und Chemiker; *Parks und Gärten. Theorie und Geschichte der Gartenkunst*, Petrograd 1916.
- 24 Gemeint ist offenbar das Buch von André Lefèvre, *Les Parcs et les Jardins*, das 1871 in St. Petersburg auf Russisch erschienen war.
- 25 Dmitri Lichatschow – 1906–1999, bekannter russischer Philologe, Slawist; 1928–1931 im Lager auf den Solowezki-Inseln; *Erinnerungen*, St. Petersburg, 1995.

- 26 Sergej Larkow-1939-2014, Historiker, Geograf, Menschenrechtler.
- 27 Das Kriminologische Kabinett war eine wissenschaftliche Einrichtung, in der die soziale Herkunft aller Gefangenen (mit Ausnahme der politischen), ihre Biografien und ihre psychische Struktur erforscht und dokumentiert wurden.
- 28 Bekannte Figuren aus russischen Kinderbüchern und Filmen.
- 29 Deutsch im Original.
- 30 Deutsch im Original; gemeint ist Emil Naumann, 1827-1888, deutscher Komponist und Kirchenmusiker; seine *Illustrierte Musikgeschichte. Die Entwicklung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart* erschien erstmals 1885.
- 31 In der «roten Ecke» stand ursprünglich in jedem Bauernhaus die Ikone, nach der Revolution wurde damit der Platz bezeichnet, an dem Wandzeitungen, Fahnen und Agitationsmaterial angebracht wurden.
- 32 Sowjetische Kampagne zur Steigerung der Arbeitsproduktivität, benannt nach dem Bergmann Alexej Stachanow, der seine Leistung immer weiter erhöhte, bis er im August 1935 die vorgegebene Norm um das 13-Fache übererfüllte.
- 33 In manchen Lagern gab es solche Häuser für Kinder, die im Lager geboren wurden. Den inhaftierten Müttern wurde erlaubt, die Neugeborenen zu stillen, in Ausnahmefällen auch mit ihnen zusammenzuwohnen, sie zu besuchen und ein wenig Zeit mit ihnen zu verbringen. Ab dem dritten Lebensjahr kamen die Kinder entweder in ein Heim oder zu Verwandten.
- 34 Roman von Sergejew-Zenski – 1875-1958, russisch-sowjetischer Schriftsteller.
- 35 Fjodor Panfjorow – 1896-1960, sowjetischer Schriftsteller; sein Roman *Schleifsteine* ist auf Deutsch unter dem Titel *Genessenschaft der Habenichtse* erschienen.

- 36 Die Gedichte des schottischen Dichters Robert Burns (1759-1796) wurden in der Sowjetunion in den Übersetzungen von Samuil Marschak (1887-1964) besonders populär, die erste Ausgabe erschien 1947.
- 37 Sibirien, Gebiet Kemerowo.
- 38 Militärische Form der Zwangsarbeit von 1941-46; betroffen waren vor allem Russlanddeutsche, aber auch Männer aus den Ethnien der in der Sowjetunion lebenden Finno-Ugrier, Rumänen, Ungarn und Italiener; rechtlich war ihr Status eine Mischung aus Lagerhäftling, Bauarbeiter und Militär-angehöriger; sie wurden ähnlich wie die Gulag-Häftlinge für Schwerstarbeit beim Bau von Eisenbahnlinien und Industrieanlagen, im Bergbau oder beim Holzfällen eingesetzt.
- 39 Michail Tuschatschewski -1893-1937, einer der ersten fünf Marschälle der Roten Armee; er wurde 1937 in einem Schauprozess zum Tode verurteilt und kurz darauf in der Lubjanka erschossen.
- 40 Kosenamen für Engels.
- 41 Maria Spiridonowa -1884-1941, russische Revolutionärin, leitete 1918 den Aufstand der Linken Sozialrevolutionäre gegen die Bolschewiki, war von 1918 an ununterbrochen inhaftiert oder in der Verbannung; Olga Kamenewa – 1883-1941, russische Revolutionärin, Schwester von Leo Trotzki, Ehefrau von Lew Kamenew; Christian Rakowski – 1873-1941, bulgarischer Revolutionär, später sowjetischer Politiker und Diplomat.
- 42 Übersetzung zitiert nach: *Wassili Grossmann. Leben und Schicksal*. Claassen-Verlag, 2007.

This book has been published with the support
of the Institute for Literary Translation, Russia.



AD VERBUM

Die Gedichtzeilen von Nikolai Gumiljow (S. 121) und
Nikolai Ljubtschenko (S. 195 u. 197) wurden nachgedichtet
von Jekaterian Lebedewa.

Erste Auflage Berlin 2019

Copyright der deutschen Ausgabe

© 2019 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Göhrener Str. 7 | 10437 Berlin

info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright der Originalausgabe

© 2015 by Memorial Human Rights Society, Moscow

Alle Rechte vorbehalten.

Satz: psb, Berlin

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-95757-384-1

www.matthes-seitz-berlin.de